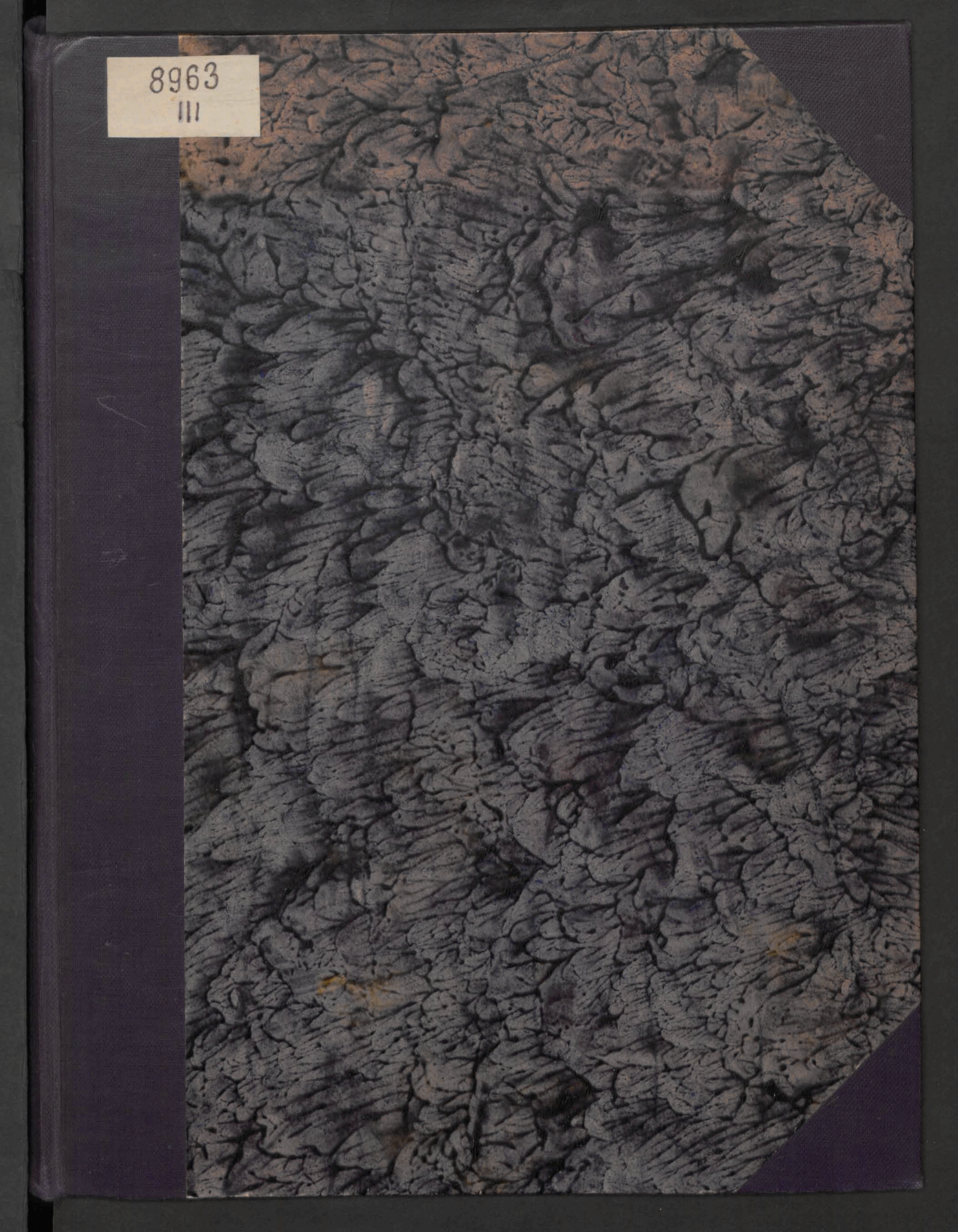
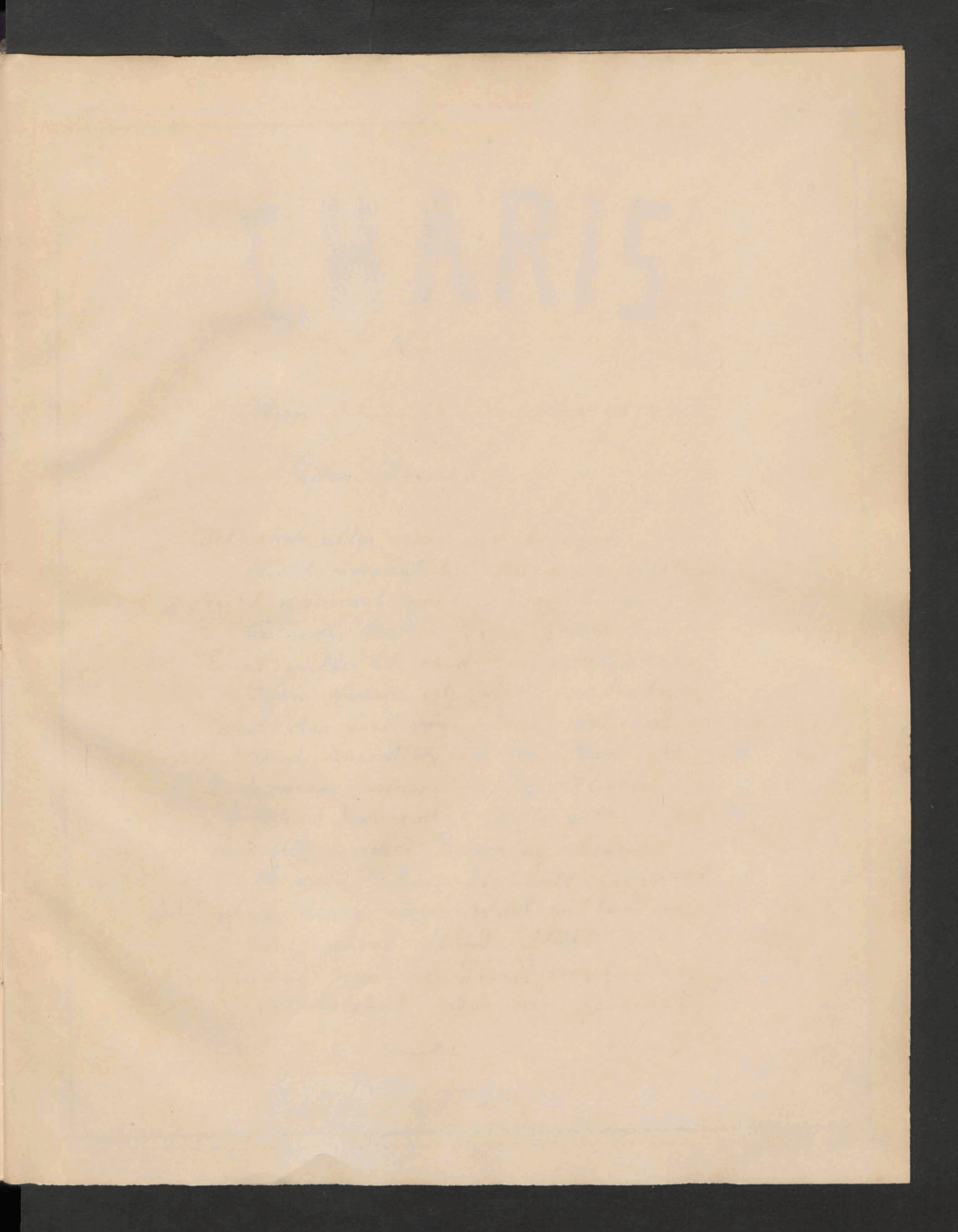
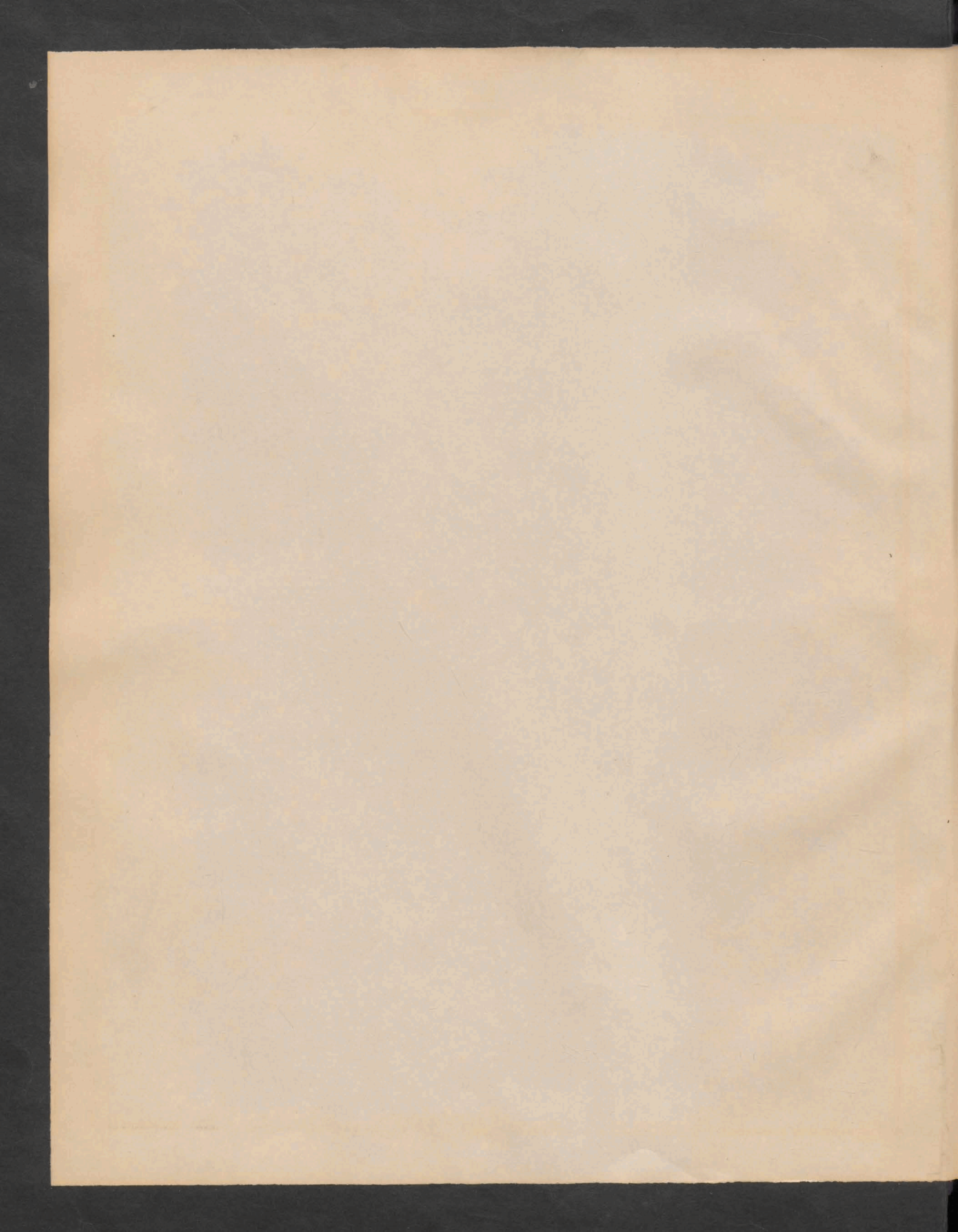


Darowała Maria Mazankowa w czerwcu 1936; oprawiono w r. 1937.





CHARIS.

N° 1

Wien, den 15. November 1872.

Zum Gruss!

Ist auch alles, was wir bringen,
Nicht vorzüglich, klein an Wert, —
Nicht darnach geht unser Ringen,
Ob man lauten Preis gewährt —:
Einst vielleicht wird Grosses glücken,
Offen kaum ist jetzt die Bahn,
Weit das Ziel von unsern Blicken,
Und unendlich ist der Plan.
Doch wenn reines, freud'ges Streben,
Wenn der mut'ge Wille gilt,
Hier soll warmer Pulsschlag beben,
Ob auch Schnee die Welt verhüllt.
Wenn durch unser Wort entbunden
Eine schöne Stunde blüht,
Einmal nur Sie Freud' empfunden —
Ist belohnt, was wir gemüht!

Muttersprache.

Sprache schön und wunderbar!
Ach, wie klingest du so klar,
Will noch tiefer mich vertiefen
In die Schönheit, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht! —
M. v. Schenkendorf.

1. Schöne Sprache! Süße Laute!
Die die Mutter mich gelehrt,
Da der Kindheit Himmel blaute,
Meinem Leben ungestört;
Auf dem ganzen Erdenrunde
Lieb' ich in der Sprachen Schaar
Dich nur aus des Herzens Grunde
Sprache schön und wunderbar!

2. Keine, keine unter allen
Sprachen dieser großen Welt,
Die von Menschenlippen schallen,
Keine mir so sehr gefällt,
Als du Deutsche! die so kräftig
Tönt, — so traulich, treu u. wahr —
Wie sprichst du zum Herzen mächtig
Ach wie klingest du so klar!

3. Deiner Wohllaut, diese Fülle,
Und doch diese Urgewalt,
Denn wenn aus Grabesstille
Alter Helden Stimme schallt.
Nun hab' ich sie ganz begriffen
Deine Schönheit, deine Macht —
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht!

4. Und in deinen holden Tönen
Klingt mir meiner Mutter Laut;
Dorthin zieht mich banges Sehnen,
Wo des Grabes Dunkel graut —
Dorthin in der Erde Tiefen,
Wo kein blauer Himmel lacht —
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht!

X.

Der alte Daniel.

Aus dem Englischen der Mrs. Mason.

In dem kleinen Dorfe, worin ich meine frühesten u. glücklichsten Tage verlebte, wohnte ein alter Mann, Namens Daniel. Trotz seiner 90 bis 100 Jahre war er noch rüstig und wolauf und verfügte über ein ausgezeichnetes Gedächtnis, so daß er seine Jugenderlebnisse klar und anziehend zu erzählen vermochte. Waren ihm nun alle Nachbarn wolgesinnt, so beteten ihn die Kinder geradezu an; denn so oft sie sich bei ihm versammelten, erzählte er Geschichten u. gab ihnen Äpfel und Kuchen, und gar manches wundervolle wußte er zu berichten von fernen Ländern und vergangenen Tagen. Stets ging er in einem grossen braunen, bis an die Knie zugeknöpften Rocke, und niemals sah man ihn außer Hause ohne den mächtigen Stock, welchen er als Stütze vor sich hinsetzte, u. im Notfall wol als Waffe gebrauchen konnte. Die geringen Haarspuren auf seinem Hinterhaupte waren weiß wie Schnee, und ebenso sein Bart, wol das merkwürdigste an seiner Erscheinung. Seine Gesichtsfarbe war im ganzen bleich; einst aber war er Soldat gewesen, und wenn er von Schlachten erzählte, da glühten seine Wangen, und die Augen funkelten, als erblühe er in neuer Jugendkraft. Auf seinen Spaziergängen begleitete ihn immer ein Hund, von den Dorfkindern beinahe ebenso geliebt, wie sein Herr; und saß der alte Daniel zu Hause im Lehnstuhl, da fehlte nie ihm zu Füßen die schildkrotfarbene Katze. Er besaß auch einen Staar, welcher jeden vernommenen Laut nachahmte; bei schönem Wetter hing sein Käfig außerhalb des Fensters, und manchen Spaß verursachte er den kleinen Knaben, die auf dem Wege zur Schule stehen blieben und mit ihm schwatzten, bis sein Herr, von dem Unheile

in Kontrib gesetzt, welches er veranlaßt, ihn wieder in das Zimmer nehmen; doch Samtags und an Feiertagen erschien der Staar auf seinem alten Platze, und jedermann war erfreut, ihn zu sehen.

Daniels Wohnhaus war eines der schönsten im Dorfe; die Außenwände waren beinahe vollkommen von Jasmin und Geißblatt bekleidet, welche über der Thür zu einem Bogen sich vereinigten; und dahin pflegte der alte Mann jeden Sonntag Abend seinen Rohrstuhl zu setzen. Vor dem war ein Rasenplatz, in dessen Mitte eine mächtige Eiche ihre Äste breitete, und nebenan rann ein Bächlein aus ganz naher Quelle, das selbst in den heißesten Sommertagen nicht versiegte. Hinter seinem Wohnhause besaß Daniel einen Garten, welchen er mit eigener Hand bearbeitete; und in diesem Garten standen jene Apfelbäume, welche die Bewirtung seiner jungen Freunde ermöglichten. Doch war es keinem von diesen gestattet, den Garten zu betreten; er pflegte nämlich zu sagen, wenn sie dort so frei herumlaufen und spielen dürften, wie auf dem Rasen, müßten sie die Frucht seiner Mühe zerstören; sie aber nur halb glücklich zu wissen, könne er nicht übers Herz bringen. Die dichte Hartriegelhecke, welche jenen Fleck Erde umgab, wurde als undurchdringliche Mauer betrachtet. Manch begehrend Auge blickte auf die schönen, reifen Äpfel, doch Daniels Äpfel wurden nie gestohlen, und oft rühmte er, daß innerhalb dreißig Jahren sein Garten auch nicht einmal beraubt worden. Die einzige Person, welche mit ihm wohnte, „die alte Susanna“ war ein armes taubes Weib, ungefähr im sechzigsten Lebensjahre, welche er immer wie ein Kind behandelte; es war seine einzige Tochter, und in einem Zusammenleben von ihrer Geburt an, gedachte er nie sein Benehmen gegen sie zu verändern.

Auch ich gehörte zu der Kinderschar, welche sich an den alten Daniel

Hausthüre Sonntag abends einzufinden pflegte, um seinen Erzählungen
zu lauschen und sein Obst zu genießen, welches mir so gut mundete,
daß ich jetzt – nach einem Zeitraume von vierzig Jahren – mit
Vergnügen meine jungen Freunde damit beschenken wollte; und da ich
ihnen keine Äpfel verteilen kann, muß ich mich mit einigen Geschichten
begnügen. Soviel ich gedenke, war ich das erstemal in der Dorfkinder-
schaar gegen Ende des Augustmonats; mein Vater hatte unge-
fähr eine Woche früher sich in der Gegend niedergelassen, und ich
erinnere mich noch sehr gut, daß ich eines Mittwochmorgens zuerst
in die Schule ging. Samstag abends beim Nachhausegehen hörte
ich, wie die Schulkinder zueinander sagten, sie sollten morgen
nachmittags wie gewöhnlich sich einfinden, der alte Daniel hätte
ihnen eine schöne Geschichte und ein paar auserlesene Äpfel zu-
gesagt. Dies erregte meine Aufmerksamkeit und bald hatte ich mir
in betreff der sonntäglichen Zusammenkünfte Klarheit verschafft,
und die Mittel gefunden, daran teilnehmen zu können.

Sobald uns der alte Mann bemerkt hatte, nahm er mich, als einen
Fremden bei Seite, fragte mich um Namen, Alter, woher
meine Familie käme, sagte dann, ich würde sicher ein braver
Bursche werden, da mein Großvater ein tapferer Offizier gewesen,
und dann zu den übrigen sich wendend, fragte er, was er zuerst
geben solle, die Geschichte oder die Äpfel? Einige meinten „die
Geschichte", und einige „die Äpfel", doch er beendigte den Streit,
indem er einen Korb schöner, reifer Äpfel brachte u. jedem von
uns einen gab. Dann sagte er: „Esset und hört zugleich" und
begann so seine Erzählung.

D.

(Schluß folgt im nächsten Hefte)

Lieder.

1.

1. Hinab ging zu dem klaren See
Gar oft ein holdes Kind,
Die hüpfte wie ein Flöckchen Schnee,
Getragen von dem Wind.
Ihr Köpfchen lehnt im feuchten Moos,
Blickt ängstlich hin und her,
Bis plötzlich Röte sie übergoß —
— 's ist lange, lange her.

2. Hinunter ging ein junger Fant,
Gelockt das goldne Haar,
Aufsprang sie, reicht' ihm die Hand,
War aller Sorgen bar.
Der Himmel lächelt ihrem Gruß,
Und freundlich lispelt das Meer,
„Auf Morgen" — u. ein Abschiedskuß,
— 's ist lange, lange her.

3. Ein roh Gesell raubt seine Maid,
Ihr zehrte herber Schmerz,
Sie krankte fort — wer kennt' sein Leid? —
Es brach das arme Herz.
Einst träumt' am grünen See sein Sinn,
Und wachte niemals mehr,
Die Wellen spülten über ihr —
— 's ist lange, lange her.

Nch!

2.

1. Wie lieblich bei des Abends Kühle
Zu ruhen in dem stillen Wald,
Frei von des Tages sorg'gen Schwüle,
Wenn ringsum der Arbeit Lärm verhallt.

2. Und heimlich rauscht es in den Kronen,
Sie neigen sich hinab zu dir,
Vom Schloß, wo sonst nur Eulen wohnen,
Tönt Geisterlaut u. Stimmgewirr.

3. Da denkst du der vergang'nen Zeiten,
Es fühlt sich dein Seel' so rein,
Es klingen ihre schönsten Saiten,
Und alles ringsum stimmt herrlich ein.

4. Der Tannen Wipfel rauschen leise,
Es lauscht der Vöglein stiller Chor,
Es ruht der Zug von langer Reise,
Dort glänzt der erste Stern empor!

P.

Reisebilder aus Galizien.
(26 - 30 Aug. 1871)

Im Auftrage meines Principals unternahm ich die Reise nach Skorodno, einer Ortschaft, die in einer Entfernung von 25 Meilen von Lemberg tief im Gebirge unweit der Grenze Ungarns liegt. Ich reiste als Rechtsfreund, Sekretär und Dolmetsch des Herrn R. P. M. de B., eines Franzosen, dessen Großvater in Sachsen ansässig wurde u. Kämmerer des Königs von Polen Stanislaus August gewesen war. Es läßt sich daher nicht leicht bestimmen, welcher Nation Herr M. P. M. de B. angehörte. Dem Namen und dem Gemüte nach ein Franzose, geboren in Deutschland, hat er für die Sache der Polen im Jahre 1863 gelitten, entfloh aber nach fünfjähriger Gefangenschaft den Klauen des weißen Bären des Nordens.

Wenn ich ihn richtig beurteilen soll, und dies auf Grund der zwar kurzen Bekanntschaft, die aber nichts desto weniger mich ein gerechtes und motiviertes Urteil zu fällen berechtigt, so würde ich Monsieur R. P. M. de B. einen kosmopolitischen Republikaner nennen, einen Mann, der die Freiheit nicht auf Nationen beschränkt, sondern sie als ein Ideal ansieht, auf dessen Banner das Glück und die Zukunft der Menschheit eingeschrieben steht, dieser Göttin huldigt und in ihrer Sache selbst in den Eisbergen Kamtschatka's kämpfen würde. Trotz dieses äußeren Charakters des Mannes, welchen ich als einen Universalrepublikaner bezeichnete, sieht man an ihm bei näherer Betrachtung das Übergewicht der französischen Leichtfertigkeit; — unter der gefälligen und ruhigen Maske ruht ein Vulkan, der bei der leisesten Ursache sich aufflackert, brennt, Funken und Flammen schlägt und als heiße glühende Lava ausströmt. Seine Begeisterung und Schwärmerei für Freiheit sind aber Funken, bei denen sein sonst ruhiges und [illegible]

macht Gemüt sehr fängt und lodert. Und gerät er einmal in dem Fluß
der Rede auf einen Gegenstand, welcher in irgend einer Beziehung zur
Freiheit steht, dann unterliegt sein Äußeres einer seltsamen Wandlung:
die ruhigen, blauen Augen sprühen Funken, das sanfte Lächeln, welches
sonst um seinen Mund spielt, verschwindet, ein tiefer Ernst
nimmt den Platz desselben ein, ja in solchen Augenblicken kam es
mir vor, als vernähme ich in seinem Innern ein Toben und Lärmen.
Ich habe mich unendlich amüsiert, den Mann begeistert zu
sehen, und trotz der Überzeugung, daß seine Behauptungen wahr
seien, widersprach ich ihm. Er war herrlich anzusehen, wenn er in
Streit geriet; die hohe, schön gewölbte Stirne in tiefe Falten zusammen-
gezogen, am ganzen Leibe krampfhaft zitternd, das idealschöne,
männliche Antlitz umwölkt, die Worte, die er sprach, mit Kraft,
Selbstsicherheit und schlagenden Beweis gründen hinwerfend. Seine
Brust athmete rasch, das Herz schlug laut, die Lippen zitterten
fieberhaft, die Nasenflügel regten auf und ein und er schnaubte
sogar wie Apoll's Sonnenrosse — wenn er von der Zukunft
und der Macht der „la France republiquaine" sprach, wenn
er die Unüberwindlichkeit trotz erlittener Niederlagen, und die
ewig blühende „gloire" der „grande nationé" bewies.

Um so greller war der Contrast meiner beiden Reisegefährten,
da jeder von ihnen den Stempel äußersten Extrems an sich trug.
Wenn Monsieur R. P. M. de K. der leichtfertigste, schnell-
aufflackernde Franzose war, so war Herr O. R. K. F. v. R der
ruhigste, solideste, biederste Deutsche, den man nur auf Gottes wei-
ter Erde finden kann. Von mittlerer Statur, einem kleinen Voll-
bart, ein Fünfziger ist Herr O. R. K. F. v. R aber jetzt ein
Naturdoktor, praktiziert in Dresden und Chemnitz u. gedenkt
in nächster Zeit nach Rußland kurieren zu gehen. Er war schon

Alles in seinem Leben, Banquier, Gutsbesitzer, Unternehmer, doch über-
all verfolgte ihn die Göttin Fortuna, überall hatte er das schwärzeste
und dickste Pech; er verlor all sein Geld, seine Güter, seine Mühlen,
etc etc ..., nur das Eine blieb ihm, ein ehrlicher Name, ein
edler Charakter, Wohltätigkeitssinn, eine grenzenlose Güte, die bei
ihm zur Leidenschaft geworden und ihn auf den Bettelstab bringt.
Sein Sinn ist bis zu dem Grade ruhig und friedlich, daß er sich
Niemandem entgegenstellt, und dem Räuber, der ihm die Weste nimmt,
den Rock noch hinzu gibt. Jetzt hat sich der gute Mann in den
Tempel des Lichtes geflüchtet und sucht dort Unterkunft.
Ich würde ihm Glück wünschen zu seinem Vorhaben; aber es
hilft ihm gar nichts: und wenn auch meinem Wunsche nach auf
einmal zehn tausend Leute erkrankten, der ehrliche Deutsche
hätte dennoch keine Praxis, für ihn würde dieser Zustand zu keiner
wirklichen Ernte werden. Er würde alle umsonst kuriren,
ja selbst auf Pflegekosten aus seiner Tasche zulegen.
Dieses letztern ist er zwar jetzt enthoben; er hat schon
nichts, was er verschenken könnte, man hat ihn radikal
ausgeplündert und quittirt. Mit sechzig tausend Thalern kam
er nach Galizien, kaufte ein Gut, und nach drei Jahren
bringt er von dem Gelde kaum paar hundert Gulden nach
Hause. —

Samstag, den 26. August 8 Uhr 15 Minuten Abends
verließen wir Lemberg und begaben uns mit dem Eisenbahn-
zuge nach Przemysl. Fünfzig Kreuzer, die dem Konduktеur in die
Hand gedrückt wurden, bewirkten, daß wir ganz allein und
ohne Reisegesellschaft fuhren.

Schwere, rabenschwarze Wolken zogen sich von allen Himmels-
gegenden zusammen, die untergehende Sonne warf blutige

Schatten auf die schwarzen Massen und bildete jenen effekt-
vollen Contrast, welchen wir auf Rembrandt's Gemälden
nie genug bewundern können: den grellen Abstich der
Stralen des Lichtes mit der Masse des Schattens und der
finstern Nacht. Schnell ging unsere Reise. Die Lokomotive
keuchte anfangs schwer und bang, bald aber flog sie mit
einem gellen Lachen, einem Mark und Bein durchdringenden Pfiff
wie besessen, ich schien mir ein Schwarzkünstler, der auf einem
Besen der Teufelssitzung auf dem Blocksberg zufliegt.
Der Wind heulte so wehmütig – so wütend wie eine Herde
hungriger Hyänen, und warf Blätter und dürres Gras,
welches er in dicken Flechten dem Herzen der Mutter Erde ent-
riß, mitten in den Waggon. Schnell ließ ich das Fenster
herab – und es war hohe Zeit dazu; denn draußen
wüthete bereits der ärgste Sturm, dicke Regentropfen
schlugen auf das Glas, entfesselt setzte sich der schwere
Kampf, der lange in den Wolken sich gesammelt, und
Ströme gossen herab auf die klaffende Erde.

Indem ich mehr mit dem beschäftigt war, was in der
Natur vorging, betrachtete ich meine Umgebung im Waggon
nicht im geringsten, und erst als ich nichts mehr sehen konnte, als
finstere Nacht, dann und wann durch eine Blitzesrakete
erleuchtet, wandte ich mich um und sah meine Reisegefährten
in tiefen Schlummer versunken. Der biedere Germane
streckte sich gar behaglich aus und schnarchte, daß mich dünkte,
er sei der Sohn des Donnergottes und ahme zum Zeit-
vertreibe seinen Vater nach, – der Franzose
schlief nicht weniger, aber er schlief so, daß er außer-

mittelt sich stellen konnte, als wäre er in Nachdenken ver-
sunken, er schlief wie ein Waltmann. Inzwischen mußte
ich wachen, sonst hätten wir die Station verschlafen und
auf diese Weise eine angenehme Überraschung erleben können.

In Przemysl 10 Uhr 45 M. abends angekommen, gingen
wir in die Stadt, die von Finsternis glänzte, so daß ich ihre
Reize und Schönheit nicht bewundern konnte. Der Regen
fiel noch immer in dicken Tropfen vom geschwärzten Him-
mel. Wenige Schritte vom Bahnhofe sah ich einen Sodalitken-
tempel, eine Überraschung, von der ich mir auch nie geträumt
hatte, ich könne sie je hier finden. Wiewol das Wasser
schlecht war, hat die Tatsache an sich, daß es sich dort vorfand,
mich für die Stadt besser gestimmt. Es ist aber sehr
billig – 2 Kreuzer – und wird gereicht in einem großen
Pokalen.

Wir waren im Hôtel „zum Auge Gottes" eingekehrt,
und zur Ehre der Wahrheit muß ich bemerken, daß die
Reinlichkeit, Bedienung u. s. f. eine vortreffliche war.
Was ich besonders zu loben mich verpflichtet fühle, sind die
breiten Treppen, welche ich in mehreren Hôtels von Prze-
mysl getroffen, wie ich in Lemberg nicht bemerkt.

In dem Hôtel befindet sich auch ein ziemlich großer
Theatersaal. Aber verlassen stand die Stätte der Kunst, auf
den Trümmern schadhafter Coulissen, schien es mir, sähe
Melpomene, mit finsterem Blicke die Ruinen ihres Tempels
betrachtend. Aus dem Haufen allerhand alter Fetzen
guckten ein zerbrochenes Schwert aus Holz gefertigt, mit Silberpapier
umwickelt, eine Maske, paar Schnurrbärte und – –

ein blaues Band — wer mochte sie hier zurückgelassen haben?
Ein tragischer Held zerbrach im Kreise im Feuer der Deklama-
tion die hölzerne Klinge — ein Hanswurst, komischer
Kauz, der zu sehr agirte und mitten in seinen Gestiku-
lationen den Schnurrbart verlor — eine schmachtende
Liebhaberin, die aus Verzweiflung über die Untreue
ihres Ritters sich in das Wasser stürzt und in dieser tragischen
Situation ihr Strumpfband verliert.

Mich schmerzte das Leid Melpomene's, ich stieg auf
die knarrenden Bretter, deklamierte alles, was ich nur
kannte und schloß mit Hamlet's Monolog. — Als ich die
Stufen der Bühne verließ, schien es mir, daß Melpo-
mene fröhlicher gestimmt sei, da sie ihren Tempel noch
nicht ganz verlassen sah — daß sich eine fühlende Seele
gefunden, welche ihr ihre Huld und Reverenz bezeigte.

(Fortsetzung folgt)

H.

Zwei Lieder. N. Ch I

1.

Der stillen Au entblühte
Ein blau Vergißmeinnicht,
Sein kindliches Gemüthe
Kannt' Furcht und Sorge nicht.
Der Hagel schlug die Blätter —
Wie zitterst du so sehr!
Es kam das schwarze Wetter —
Das Blümlein war nicht mehr.

2.

Der Sämann wirft in der Erde Schoß
Das Korn; es trägt ihm Frucht,
Er ist nun seiner Sorge los,
Und findet, was er gesucht.
Einst säet' auch ich mein Glück u. Freud',
Und hoffte mich beglückt;
Nun wär' sie da, die Erntezeit
Die Saat ward früh geknickt! —

W.

Dichters Lieben.

Dem Dichter ist ein Herz gegeben,
besaitet zart, der Leier gleich,
Es ist so voll von schön'rem Streben,
Es ist an Schmerz und Lust so reich:
Denn brausend muß im Lied erklingen
All seine Freude, Glück und Lust, —
Und leise klagend sich entringen
Der Schmerz verschlossen in der Brust.

Er singt der Liebe süße Freuden,
Die Liebe heiß, wie er sie fühlt,
Er singt der Liebe bittres Leiden,
Die Sehnsucht, ewig ungestillt.
Er singt — doch darf er nicht gewinnen
Der Liebe gold'ne Himmelsfrucht,
Die Blumen, die den andern sprießen,
Sie sind von ihm umsonst gesucht.

Der edelste der Herzenstriebe,
Der süßeste, ist ihm verwehrt;
Er gibt, doch findet er nicht Liebe,
Da er ein gleiches Herz begehrt;
Ihm lebt sie nur im schönen Traume,
Ein holdes Bild der Phantasie,

Vergänglich, gleich des Wassers Schäume
In leeres Nichts zerfließet hin.
Was bleibt ihm, als daß heißes Sehnen
Nach ihr sein blutend Herz erfüllt,
In wehmutvollen Klagetönen
Der Seele bitter Schmerz enthüllt? —

N.

Sultan Mahmuds Vezier.

(Aus dem Englischen des Addison)

Der Sultan Mahmud hatte durch fortwährende Kriege und große Grausamkeit seine Gebiete mit Zerstörung und Verwüstung erfüllt und das persische Reich beinahe entvölkert. Der Vezier dieses großen Sultans — war's ein heiterer Gesell oder ein Hexenmeister, wissen wir nicht — behauptete, die Sprache der Vögel erlernt zu haben, so daß es keinen Vogel gäbe, den der Vezier, wie er nur den Schnabel öffnete, nicht sofort verstünde.

Als er eines Tages in Gesellschaft des Kaisers von der Jagd heimkehrte, sahen sie ein Eulenpaar auf einem Baume, der sich unweit einer verfallenen Mauer aus einem Schutthaufen erhob. „Gern wüßte ich" sprach der Sultan, was die beiden Eulen einander

erzählen; belausche ihr Gespräch, und berichte es mir!"
Der Wezier näherte sich dem Baume, achtete nun ganz aufmerksam auf die beiden Eulen. Bei seiner Rückkehr zum Sultan sprach er: „Majestät, ich hörte einen Teil des Gespräches, wage aber nicht, es Euch mit zu teilen." Der Sultan mit dieser Antwort keineswegs zufrieden, befahl ihm, wörtlich zu wiederholen, was die Eulen gesprochen. „Wenn es denn sein muß", begann der Wezier, „so wißt:" die eine Eule hat einen Sohn und die andere eine Tochter, zwischen denen sie aber eine Heirat verabreden wollen. Der Vater des Sohnes sprach, soweit ich vernehmen konnte, zum Vater der Tochter:
„„Freund, ich willige in die Ehe, vorausgesetzt, du gibst deiner Tochter fünfzig zerstörte Ortschaften als Mitgift."" Worauf der Vater der Tochter erwiderte: Nichts weiter? Statt fünfzig will ich dir fünfhundert geben, wenn du willst. Gott schenke langes Leben dem Sultan Machmud! So lange der regiert, werden wir nimmer Ruinen entbehren."
Diese Erzählung soll den Sultan so betroffen haben, daß er die zerstörten Städte und Dörfer wieder-herstellte und hinfort nur auf das Wohl seines Volkes bedacht war.

L.

Charade.

Alt und Jung ergötzt der zwei ersten munteres Treiben,
Die von entferntem Strand staunenden Blicken man zeigt.

Um die dritte fleht zur Erhaltung des Lebens ein jeder
Täglich den Geber an, ihn, den Erschaffer des All's
Man schmückt sich das letzte, wenn wieder die Schwalbe heimkehret,
Auf dem grünenden Dach schallt dir der Vögelein Sang.
Was das Ganze dir nennt, zeigt in Afrika's Gluth sich als Mittel,
Reicht als Bildes die Frucht von dem kraushaarigen Volk.

P.

Ein Liedchen noch zum Schluss.

Augen, ach, ihr bösen Augen
Wozu habt ihr mich gebracht,
In des Herzens stillen Frieden
Lohe Flammenglut entfacht!
Der bis nun in alle Welten
Mutig frei den Blick gesandt,
Muß gekettet an zwei Sterne
Folgen, wo ein Blick ihn bannt.
Fragen gelten hier vergebens,
Dem Befehle muß er stehn —
Wär' ja willig angeschmiedet,
Könnt' ich stets die Sterne sehn!
Doch gehorsam muß ich folgen,
Ob der Tag, ob Nacht ihr Blick,
Meine lieben, bösen Augen,
Wünsch' euch doch das schönste Glück!

E.

CHARIS.

Wien, den 1. December 1872.

№ 2.

Ein Besuch in Schiller's Geburtsorte Marbach.

(am 6. Aug. 1872)

Es war früh Morgens, als ich mich mit einem Freunde von Stuttgardt aufmachte, um nach der Wiege Schillers zu pilgern. Der Himmel war etwas umwölkt, als wir den Waggon bestiegen, der uns nach dem nahen Ludwigsburg bringen sollte, von wo wir die Weiterreise mit dem täglich verkehrenden Postwagen unternehmen wollten. – Während der Fahrt aber klärte sich der Himmel immer mehr und mehr, und aus dem reinen Blau lächelte uns endlich die Sonne so lieblich zu, als wollte sie uns beistimmend zuwinken zu unserer Pilgerreise, die wir auch mit so warmem Herzen, so vollem Gemüte unternahmen, wie man es ja wol tut, wenn man zu dem Gnadenbilde eines so großen „Heiligen des Geistes" pilgert. Von Ludwigsburg aus gieng es langsam, bergauf – bergab durch Wald u. Flur im hügeligen Lande des Flußgebietes des Neckar. Als nun die Straße plötzlich eine scharfe Biegung machte, da sahen wir vor uns Marbach, einer Veste gleich, auf der Höhe mauerumschlungen thronend, und herrlich erglänzten die weißen Gebäude im hellen Sonnenstral. Mühsam keuchten unsere Pferde den steilen Berg hinan, fuhren durch ein Tor in die Stadt ein u. machten vor dem Postgebäude Halt.

Wir stiegen aus, und ohne uns den Ort näher zu besichtigen, suchten wir, uns sogleich zu Schillers Geburtshaus zu begeben, wobei uns ein freundlicher Alter gefällig den Weg wies. Wir giengen ein Stück der Hauptstraße entlang, dann links abweichend beim Hause, das der Astronom Meyer einst bewohnte, vorbei, bis sich die Straße platzähnlich erweiterte. Hier steht ein kleines Häuschen, ein Stockwerk hoch, u. woran die Inschrift:

„In diesem Hause wurde Friedrich Schiller geboren 10. Nov. 1759." Wir verweilten einige Augenblicke vor demselben, um uns seine äußere Beschaffenheit und Umgebung recht ins Gedächtniß einzuprägen.

Wie einfach! wie ärmlich! Ein niederes Haus mit je drei Fenstern zu ebener Erde und im ersten Stock, die Farbe verwittert grau, das Dach mit Schindeln gedeckt. Gegenüber befindet sich ein Brunnen, dessen fließendes Wasser eintönig plätschert u. neben dem Hause eine Schmiede, aus der das laute Hämmern des Eisens und lustige Prasseln des Feuers tönt und die tiefe Stille, die ringsum herrscht, unterbricht. Nun erst traten wir näher und legten herzklopfenden Herzens die Hand an die Klinke, die uns das Innere erschließen sollte. Ein kleiner untersetzter Mann kam uns freundlich entgegen und bot sich an, uns Alles zu zeigen, da er der vom Schillerverein bestellte „Wart des Hauses" sei.

Unter der im Wohnhause befindlichen Menge von kleinen Erinnerungen an Schiller, als: Bilder, Büsten u. dergl. ist besonders die Collossalbüste, ausgeführt von Dannecker, zu erwähnen, die mit einem welken Lorbeerkranz geschmückt war. Mit dieser Zier hat es folgende Bewandtniß: Als im J. 1859 aus allen Theilen Deutschlands Spenden nach Marbach gesandt wurden, um Schillers Geburtshaus als Gemeingut der Nation anzukaufen und dem großen Dichter ein würdiges Monument in seiner Vaterstadt zu setzen, da trug auch die deutsche Jugend freudig zu dem schönen Werke bei und die ersten, die sich mit Spenden betheiligten, waren die Hanauer Gymnasiasten, die außer einem bedeutenden Beitrage noch 100 fl zu dem Zwecke bestimmten, daß alljährlich ein frischer Lorbeerkranz am Geburtstage des Dichters in diesem Hause niedergelegt werde u. die Marbacher Jugend diese schöne Aufgabe auf sich nehmen möge. Seitdem wird diese sinnige Huldigung dem Dichter jährlich durch die Schüler der lateinischen Schule in Marbach dargebracht, wobei zugleich ein Gedicht Schillers deklamirt und der Vortragende durch ein Geschenk ausgezeichnet wird. Der Kranz aber verbleibt das ganze Jahr auf der Büste, als ein schönes Zeugniß derer, die den Dichter in so schöner Weise zu feiern wissen.

10

Nachdem wir uns Alles in diesem Raume genau betrachtet, traten wir in die Stube des Erdgeschoßes, wo Schiller das Licht der Welt erblickte. Also aus dem knappen Raume dieses Stübchens ging der Geist hervor, der die Herzen einer ganzen Nation für das Edle und Hohe begeisterte und entflammte, der auch bei den Gebildeten aller Völker als ein Heros geistiger Größe dasteht, der als leuchtendes Gestirn bereits über ein Jahrhundert mit seinem geistigen Lichte die Welt erhellte und noch Jahrhunderte hindurch, einer goldenen Sonne gleich, am poetischen Himmel strahlen wird. — —

Diese Stube, die interessanteste wegen der erwähnten Tatsache, ist möglichst in den ursprünglichen Stand hergestellt und weist zumeist auf Schillers Eltern bezügliche Gegenstände auf. An der Wand die Bilder von Schillers Eltern: der Vater in militärischer Haltung, eine hohe, schöngewölbte Stirne, ein feuriger, mutiger Blick und kühn gebogene Adlernase. — Das Bild der Mutter scheint schon in späteren Jahren angefertigt zu sein, doch hat ihr Gesichtsausdruck noch immer etwas so liebes und trauliches, daß man schließen möchte, sie müsse eine sehr gute Frau gewesen sein. — Daselbst befindet sich noch der Schreibtisch von Schillers Vater, auf dem er wol die denkwürdigen Worte geschrieben haben mag: „Wesen aller Wesen! Dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, dass Du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und Du hast mich erhört!" — Ja, das Gebet des guten Vaters wurde erhört, es hat dem Sohne den Kranz unsterblichen Ruhmes geflochten. Dort in der Ecke steht ein altes Spinnrad — wie oft mag Frau Schiller an demselben gesessen sein, während der kleine Friedrich ihr zu Füßen saß und beim Schnurren des Rädchens ihr aus der Bibel vorlas, wie man sich erzählt. Auch ein Sessel findet sich da, auf dem der junge Schiller in der Karlsakademie manche frohe Stunde verlebte.

Nun ging es hinauf in den ersten Stock, wo zumeist auf Schiller selbst sich beziehende Gegenstände niedergelegt sind: Schillers Hut, Petschierstöckel und Dose, die er bis zu seinem Tode benützte. So kleinlich diese Sachen auch an und für sich sind, so gewinnen sie doch für den Verehrer großen Wert; für ihn sind sie kostbar

Reliquien und Andenken an den grossen Mann, bei deren Anblick sich unwillkürlich einem die mannigfachsten Vorstellungen aufdrängen. Da seh' ich ihn – den lieben Schiller, im Kreise der Damen gemütlich bei einer Tasse Kaffee sitzend, wie er sich eine Prise nimmt, und scherzhaft Frau Lotten auch eine anbietet; da seh' ich ihn — doch genug davon, denn der Wirt lässt mir keine Zeit, meine Betrachtungen anzustellen, immer bringt er neue Gegenstände herbei: hier Uhrkettel aus Schillers und seiner Familie Haaren, ein Album, worin ein Medaillon, in dem sich Schillers Haare befinden, ein Spiegel aus der Karlsakademie, dann die von Schillers Vater geschriebene und vom 17. Mai 1789 datirte Selbstbiographie, Briefe von Schiller u. seiner Familie, sorgfältig im Rahmen hinter schützendem Glase verwahrt.

Nun noch einige Bilder u. z. ein Ölbild Schillers, das nach einem Originale von 1787 ausgeführt sein soll; ein Bild Schillers, gezeichnet in schwarzer Kreide von seiner Schwester Christofine; ein Bild Nanettens, Schillers jüngster, früh verstorbener Schwester. Während die beiden ersten Bilder nicht sehr von den sonst bekannten abweichen, so zog das letztere meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Ein ganz liebes Gesichtchen, länglich rund, das Haar in Locken über den schönen Nacken herabfallend; die Augen blicken so ausdrucksvoll, so schwärmerisch in die Welt hinaus, der Gesichtsausdruck voll Idealität und tiefer Empfindung. Zuletzt wurde noch die Schillerbibliothek in Augenschein genommen. Dieselbe enthält alle möglichen Ausgaben von Schillers Werken, von den ältesten bis auf die neuesten, sowie Werke über ihn; Illustrationen zu seinen Gedichten und Werken, das Schillerbuch von C. Wurzbach, gesendet von den Schülern des akad. Gymnasiums in Wien 1868; endlich ein Verzeichnis von 59 deutschen Gymnasien (darunter 2 österr.: Krems u. Marburg) die zum Ankaufe des Schillerhauses Beiträge geleistet haben.

Eben als wir daran gehen wollten, uns in das aufliegende Album einzuzeichnen, erschien ein alter, etwas gebückter Herr, mit weissem, ehrwürdigen Haupthaar, der uns freundlich begrüsste, besonders, da er hörte, dass wir aus Wien seien.

Es war dies der "resignirte" Stadtschultheiss Klein, einer jener Männer, die unter den ersten eifrigst für die Erwerbung von Schillers Geburtshause und Aufstellung eines Denkmals in Marbach gewirkt haben und er bekleidete durch die längste Zeit die Stelle eines Praesidenten des Marbacher Schillervereins.

Er bot sich an, uns selbst alles zu zeigen, und als er sich überzeugt, daß wir bereits alles gesehen, führte er uns auf die, etwa 10 Minuten von der Stadt südlich gelegene „Schillerhöhe", die einst das Denkmal zieren wird. Bis jetzt ist sie bloß mit geschmackvollen Anlagen bepflanzt und der Grundstein zum Denkmal (1859) gelegt.

Es war dies ein sehr guter Gedanke, gerade diesen Platz für das Monument zu bestimmen. Hier wird das eherne Bild des großen Genius stehen, nicht im Menschengewühl und Häusermeer, sondern inmitten der schönen Natur, die er so sehr liebte, die all sein Fühlen, Denken und Dichten durchdrang, wie er selbst sagt:

„So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,"

Und, teilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand."

Von hier wird er herabsehen, von grünen Büschen umgeben u. Lerchensang umtönt, auf das Städtchen, in dem seine Wiege gestanden u. das dankbar seiner großen Mitbürger geehrt; herabsehen auf die schöne Landschaft, die seine glücklichen Kinderjahre mit durchlebt, in der er die ersten Eindrücke für das Schöne und Edle empfangen, er wird hinblicken auf alles Land, so weit die deutsche Zunge klingt und sein ehernes Standbild wird, der Memnonssäule gleich, freudig ertönen, wenn die deutschen Herzen ihm entzückt entgegenschlagen und an seinen erhabenen Worten sich begeistern — — Nun besahen wir noch den Stein, der, auf der Schillerhöhe gebrochen, bestimmt ist der Grundstein des Schillerdenkmals in Wien zu werden, (derselbe befindet sich zur Zeit schon daselbst) damit auch hier der Dichter auf heimatlichem Boden stehe und sich freue, daß ihm selbst „das Volk der Phäaken" begeistert zugeschworen.

Wir verließen die schöne, grüne Höhe und eilten der Stadt zu, verabschiedeten uns von unserem freundlichen Führer, und Rosse, die nicht dem Geschlechte des „Pegasus" entstammten, entführten uns dem lieben, stillen Orte.

„Es war einer der schönsten Tage meines Lebens u. wird mir ewig unvergeßlich bleiben, der Tag, an dem ich das Glück hatte, die Geburtsstätte jenes Dichters zu betreten, der mir von frühester Zeit an als schönstes Ideal des Schaffens und Denkens vorschwebte. —

———•———

Das Blümchen.

Liebchen gab mir mit lächelndem Munde
Scheidend vom Busen ein Blümchen, so schön,
daß ich gedenke der seligen Stunde,
die uns glücklich vereinigt gesehn. — —

Seh' ich das Blümchen jetzt welk, das einst prangte
Lieblichen Duftes an schöner Brust,
das ich, der Glückliche, glücklich erlangte,
daß meine Qual es sei und meine Lust:

Ziehen viel Bilder mir bunt durchs Gemüte,
Träumerisch sinnend durchklingt mich das Wort:
Liebe des Mädchens, wie gleichst du der Blüte,
Heute stolz prangend, morgen — verdorrt! —

Das alte Schloss.

Vermodert und vergessen
Ist längst die Heldenschar,
die einstens hier gesessen,
Gehaust so manches Jahr;

Vermodert sind die Mauern,
Es nagt die Zeit am Stein —
Wie lange wird es dauern,
Wirst auch du vergessen sein.

[E. Bergen]

Der alte Daniel.

Aus dem Englischen der Mrs. Mason.

(Schluß)

„Ich war einst in einem Dorfe einquartiert, auf dessen Kirchhof alle, die fünf Meilen in der Runde starben, begraben wurden. In der Tat waren dort schon so viele beerdigt, daß der Boden allenthalben Massen von Gebeinen enthielt, u. um ein neues Grab zu bereiten, mußten eine Menge derselben aufgeworfen werden, so daß die Fläche mit von der Luft gebleichten Todtenschädeln wie besäet war. Viele seltsame Geschichten erzählte man sich von diesem Kirchhofe, u. alte Leute, die in der Gegend wohnten, sprachen von wunderbaren Dingen, welche bei Nacht Vorübergehende gesehen, und Tönen, die sie vernommen hätten.

Der Eigenthümer des Wirthshauses, worin man mich mit zwei Kameraden einquartiert, von freundlichem gefälligem Wesen; und da wir stille Bursche waren, lud er uns an Sonntagabenden öfters in seine Familienstube zu einer gemütlichen Schale Punsch ein. So saßen wir auch in einer kalten Winternacht plaudernd um das Feuer, und wie häufig in solchem Fall, kamen wir auch auf die Geister zu sprechen. Zuerst erzählte unser Wirt von einem Hause, worin er einst gewohnt, und wo es nicht mit rechten Dingen zugegangen; dann erzählte auch seine Frau von einem Geiste, der einst ihrer Großmutter erschienen wäre — jeder von uns beisteuerte etwas derartiges, bis wir am Ende sämmtlich hinter unseren Rücken zu schielen begannen, und ich selbst, der mutig auf die Mündung einer feindlichen Kanone los marschiert wäre, fühlte einen eisigen Schauer. Sobald unser guter Wirt dies bemerkte, füllte er von neuem die Punschschalen, und bald hatten wir unsere frohe Laune wiedergewonnen. Von einem Extrem fielen wir in das andere, und als es mit unserem Schrecken ganz vorbei war, lachten wir einander herzlich aus, und alle mit einziger Ausnahme unserer Wirtin und deren Schwester stimmten überein, daß Geister eitel Trug und Märchen wären. Die Tochter

unseres Wirtes, ein hübsches neunzehnjähriges Mädchen, hatte bisher geschwie-
gen; erst, als einer meiner Kameraden die Meinung aussprach, sie glaube
wol sicher an die Wahrheit solcher Erscheinungen, erwiderte sie mit grosser
Bescheidenheit: „Was ihre Wirklichkeit betrifft, so kann ich mir nicht heraus-
nehmen, ich wüsste etwas darüber, — doch lasse ich mich durch nichts derglei-
chen in Schrecken setzen, denn ich weiss, es wird mir kein Leid zufügen."
Wir schienen ihren Mut anzuzweifeln; ihr Vater jedoch sagte: „Ich bin
überzeugt, Nancy spricht nur die reine Wahrheit, — so zart sie aussieht,
niemals bemerkte ich Furcht an ihr. Schon als Kind besass sie mehr Herzhaftigkeit
als alle ihre Altersgenossen, und ich weiss dafür keinen andern Erklärungs-
grund, als dass sie stets aufmerksamer betete und eifriger zur Kirche ging,
denn andere." „Trotzdem" bemerkte der junge Mann, welcher früher mit ihr
gescherzt hatte, „trotzdem wollte ich einen Thaler wetten, dass sie es nicht
wagt, zu dieser Stunde auf den Kirchhof zu gehen und einen
Schädel mit sich hierher zu bringen." „Topp" rief da der Vater, „wirf
deinen Mantel um, Kind, und eile, so schnell du vermagst." Nancy machte
sich mit dem fröhlichsten Gesichte auf den Weg, und kaum war sie
vor der Thüre, so lud mich unser Wirt ein, mit ihm zusammen einen
andern Weg nach dem Kirchhofe einzuschlagen und zu sehen, was sie
thun würde. Wir erreichten das Ziel zuerst und bargen uns hinter
einer alten Mauer. Bald sahen wir das Mädchen verwegen vor-
wärts schreiten und einen Schädel aus der Menge aufheben; doch als sie
im Begriffe war, fortzugehen, konnte ich nicht umhin mit hohler
Stimme auszurufen: „Mein Kopf ist's, trag' ihn nicht hinweg!" Sie
fuhr zusammen, blickte einen Augenblick um sich, warf dann den
Schädel hin und hob einen andern auf. Ich rief wiederum, ohne dass
es mir jedoch gelingen konnte, eine andere Stimme anzunehmen: „Der
Kopf gehört mir, lass es davon!" Doch sie unterbrach mich: „Halt! Du
lügst; du hattest gewiss keine zwei Köpfe" — und davon ging sie

mit ihren Leuten. Wir erreichten das Haus, als sie schon dort war, und hatten über unser Abenteuer viel zu lachen. Dann sagte Nancy zu dem jungen Manne, der die Wette angeregt: „Ich bin überzeugt, ihr würdet nicht eben so bereitwillig selbst auf den Kirchhof gehen, als ihr mich hinschicktet; wollt ihr aber eure Unerschrockenheit beweisen, so steckt eines dieser Messer in eine beliebige Stelle des Friedhofgrundes, und morgen früh sollen wir sehen, wie weit ihr gekommen." Dies zu weigern, verbot ihm die Scham; somit hüllte er sich in den langen, breiten Mantel des Wirtes und verließ hastig die Wohnung. Da es sehr kalt war, so fühlte sich niemand bestimmt, ihm zu folgen, u. wir scharten uns um das Feuer in Erwartung seiner baldigen Rückkehr. Der Kirchhof lag so nahe, daß die Aufgabe in ungefähr zehn Minuten vollführt sein konnte, — auch war es eine herrliche, sternenhelle Nacht, und der sichere Pfad genau zu erkennen; als aber eine halbe Stunde verstrichen war, staunten wir über seinen Verzug, und am Ende beschlossen sein Kamerad und ich, ihn aufzusuchen. Wir fanden das Pförtchen offen und ganz nahe davon unseren Genossen allem Anschein nach leblos auf dem Boden liegen. Unsere Stimmen schienen ihn wieder ins Leben zu rufen, und unsere Fragen beantwortete er dahin, nach Vollführung seiner Pflicht hätte er eben weggehen wollen, als ihn etwas mit solcher Gewalt zurückriß, daß er hingestürzt wäre; zweimal hätte er versucht, sich zu erheben, sei jedoch immer wieder zurückgezerrt worden, so daß er vor Kälte und Schrecken in Wahrheit halb todt wäre. Als wir ihm aufhalfen, entdeckten wir die Ursache seiner Furcht; denn indem er gar zu stark das Messer in den Boden getrieben, hatte er es auch durch den langen Mantel gesteckt, und so in den Grund gestoßen, daß, so oft er sich entfernen wollte, es erschien, als würde er gewaltsam zurückgezerrt. Todtenbleich brachten wir ihn heim, und als er wieder hergestellt war, könnt ihr euch denken, wie wir ihn alle verlachten.

Die Geschichte gab dem ganzen Regimente zu fortwährendem Spotte gegen ihn Anlass, und den Hohn von Seiten seiner Kameraden hätte er kaum länger ertragen können; da – ein Glück für ihn – ungefähr zwei Monate später hatten wir eine verzweifelte Begegnung mit dem Feinde, und eben dieser Mann that sich durch seine Tapferkeit so sehr vor allen andern hervor, daß nie mehr jemand jenes Vorfalles erwähnte. Daran sehet ihr, wie thöricht es ist, jemand für einen „Hasenfuß" auszuschreien, weil er einmal gefürchtet. Auch von Geistern habe ich noch viele Erzählungen gehört; war mir aber ein genaueres Eingehen auf die Sache möglich, so fand ich immer eine sonderbare Ähnlichkeit mit jener, welche ich selbst hinter der alten Mauer dargestellt, als ich die beiden Köpfe beanspruchte." –

Jetzt hielt der alte Mann ein, gab jedem einen zweiten Apfel und hieß uns, auf dem Rasen sich tummeln, was wir auch mit großem Vergnügen taten, während Daniel noch immer vor seiner Thüre saß und unserem Spiele sich beinahe ebenso zu freuen schien, als wir selbst.

Ein paar Tage darauf fand ich, daß der alte Daniel seine Geschichte in der Absicht erzählt hatte, um einen kleinen Knaben unserer Gesellschaft zu belehren, den eine thörichte Dienstmagd an Furcht vor Geistern, Hexen und ähnlichem Spuk gewöhnt hatte, und welchen die anderen Knaben zu verspotten und „Hasenfuß" zu nennen pflegten.

Wunsch.

O könnt' ich reden donnergleich
Und treffen wie der Blitz –
Dastehen einem Riesen gleich
Mit kräft'gem Spiess, dem Witz

Und könnt' ich wieder sein so mild,
Und weich wie Orpheus' Sang
Dem nährte einst ein Götterbild *)
Ein Herz so sehnsuchtskrank –

Dann träfe gleich der zucke Stral,
Wes Sinn der Sang nicht rührt,
Doch _ringen_ um den Himelssaal
Muss, den ein Weib gebiert. –

[A. Zipper]

*) Der Sänger Orpheus war der Sohn der Muse Kalliope.

Hagar in der Wüste.

(Aus dem Polnischen des Kornel Ujejski im Versmaße des Originals.)

14. Da stand Abraham auf in der Frühe, nahm Brot und einen Schlauch Wassers, legte es auf ihre Schultern u. gab ihr den Knaben u. entließ sie: sie aber gieng und irrte umher in der Wüste Bersaba . . . . .

15. Und als zu Ende war das Wasser im Schlauche . . .

Genes. Kap. XXI.

Verzehrendes Feuer entströmt unserm Munde —
Nur Öde und Wüste um uns in der Runde —
Jehova! reich' uns deine Hand!
Nimm, Herr! von dem Himmel die sengende Schwüle,
Granitfelsen wandle in Bronnen der Kühle,
In Haidekraut röthlichen Sand!

Und einmals Jehova! und nie soll mehr schauen
Mein Auge auf Hebrons duftende Auen,
Wo Mann und Gebieter mir weilt?
Und nimmermehr, selbst wenn der Tod meiner fehlte,
Entschlaf' ich sanft träumend in seinem Gezelte,
Wo nachts zu den Herden ich eilt'?

Gesprungen ist's Leder an unsern Sandalen,
In Stücke vor Hitze die Kleider gefallen,
Mein Sohn schweigt und trägt's mit Geduld.
Ich habe geliebt, ward beglücket durch Liebe, —
Nur Recht ist's, o Herr, daß ich jetzt mich betrübe —
Doch Ismael, er — ohne Schuld?

Wenn feuriger Samum die Wüste durchweht,
Mit glühender Asche uns arme besät,
Neigt Ismael fallend das Haupt;
Da fleh' ich zu Dir um das Leben des Kindes,
das, schützend mit eigenem Leibe, des Windes
Verzehrender Macht ich entraubt.

Und kaum, daß ich müde den Schlummer erhasche,
Erweckt mich inmitten der Nacht ein Gekreische,
Gekreisch' der gewürgten Gazell';
das Volk der Schakale flieht heulend im Dunkel,
die Leuen trügt ihn meiner Augen Gefunkel —
Drauf schreiet Verzweiflung so hell.

Und wieder bei weißem Skelett' der Kamele
Erstarrt uns ein Kopf aus vermodernder Höhle,
Ein armer, verirrter Mann.
Bald schreit durch die Luft ein gefräßiger Geier,
Schlägt furchtlos an meinen zerrissenen Schleier,
Nicht währt ja mehr lang' unsere Bahn.

Schläft Ismael ein, will ich gern ihn tragen —
Doch jetzt sank er hin — alle Kräfte versagen,
Gib Hilfe in dringendster Not;
Weit offen vor Durst seine Lippen ersterben,
Nur jetzt laß, o Herr! Deine Gnade erwerben,
Du Großer, du Starker, du Gott!

Jehova! Jehova! — Aufschrie jetzt der Kleine
Und preßt die vertrockneten Lippen an meine,

Und Glut entströmt ihnen, nicht Hauch.
Wann möchte die verschlossenen Riegel bewegen?
Schon! Schon! – ein Wölkchen nur Regen,
Ein Tröpfchen, ein Tröpfchen nur Thau!

Reisebilder aus Galizien.

(Fortsetzung)

Da ich ein leidenschaftlicher Trinker bin u. mit besonderer Vorliebe dem Tranke des Sodawassers mich ergebe, so bildet bei der Beurtheilung der Kultur und des Fortschritts einer Stadt, bei mir einen der wichtigsten Faktoren, ob überhaupt Sodawasser vorgefunden wird, und dann die Zahl der respektiven Verkaufsorte. In dieser Beziehung nun ist Przemysl wahrlich mit schnellen Schritten dem Zeitgeiste nachgefolgt, überall begegnet man Quellen von Sodawasser u. nebenbei gibt es auch viele fliegende Sodabehälter. Ich habe mich so lange bei Soda u. Melonen aufgehalten u. vergessen, daß ich mein Thee stehen ließ u. dieser kalt wird, daß ich schläfrig bin u. morgen früh aufstehen muß, um weiterfahren zu können. Den Thee aber muß ich noch erwähnen: Er war idyllisch, wie man ihn auf dem Lande oft zu trinken bekommt; das heißt, er schmeckte so, als wenn man Chinas Pflanze, unser heimisches Heu mit warmem Wasser aufgegossen hätte, der Geruch und Geschmack verrieten Heu, — oder roch der Thee wirklich nach dem Kuhstalle mit Heu?

Der biedere Sohn Germaniens genoß des Trankes vom König Gambrinus, der Franzose trank seinen Thee wie Wasser, ich begnügte mich mit einer Tasse und empfahl sodann meinen Leib der Gnade und den leichten Fittigen des süßen Morpheus. Unglücklicherweise

war mir diese Nacht der Gott des Schlafes, welchen ich als den größten Gott am meisten ehre, und der die Menschen mit dem besten, was er auch dem Elendesten angenehmes und Gutes gibt, beschert, — nicht günstig. Wie sollt' ich denn jenen Gott nicht lieben und verehren, er umfängt uns ja so weich mit dem süßen Strom des Vergessens! Jene Nacht aber, wie gesagt, konnte ich seine Huld nicht fühlen, neben dem Hôtel „zum Auge Gottes" wacht nämlich auch das Auge des Feuerwächters, der auf einem hohen Turme thront, an welchem eine Uhr angebracht ist — aber welch' eine Uhr! Mit ihrem schrillen, weinenden, geisterhaften Ton brachte sie mich mit jedem Schlage in Erschütterung — Mein Schlaf war daher unruhig, unterbrochen von wildesten u. schrecklichsten Phantasiebildern, — u. anstatt erquickt, stand ich in der Frühe auf mit schwerem Kopfe, einem Katzenjammer, als hätte ich nicht einen Theeaufguß, sondern einige Bouteillen Wein geleert; — aber auch während des Tages verfolgte mich die schreckliche Stimme der Thurmuhr überall, wohin ich nur ging — stets drang ihr unheimlicher Grabeston mir ins Herz und schnitt dort wie mit einem stumpfen, ausgezackten Messer tiefe Wunden ein.

Ich hatte einige Briefe zu expedieren, schnell machte ich mich daher auf die Füße und eilte nach dem Posthause. Es war ein trübes, regnerisches Wetter — viele Juden und Landleute drängten sich in den kotigen, übelriechenden Gassen. Als Curiosum glänzte auf jedem Hause mit ellenlangen Lettern der Satz geschrieben, daß jede Verunreinigung mit Strafe von 1 fl belegt werde, aber die Wirklichkeit verlachte ironisch die höchst pompöse Inschrift, welche sich in den Kotlagunen lieblich abspiegelte. Viel verständiger und weniger lächerlich würde es, wenn der Reinlichkeitsausschuß der löblichen freien Stadt eine Strafe für das Reinhalten der Straßen bestimmte, daß nämlich jeder, welcher die Straße reinigt, dafür zahlen müßte. Zu den an-

genannten Sturmglocke, die mich mit ihrem Klange während der Nacht ergötzt hatte, kam früh am Morgen, als ich im Begriffe war, ein wenig einzuschlummern, eine zweite Überraschung: Plötzlich ein Kanonenschuß; wie mit heißem Wasser begossen sprang ich aus dem Bette u. da mir im Hôtel kein Bescheid gegeben worden war, erneuerte ich jetzt auf der Gasse die Frage, was der Kanonenschuß zu bedeuten habe.

Der Sicherheitswachmann, an den ich mich gewandt, maß mich von den Sohlen bis zum Scheitel mit einem strengen Blicke, und nachdem er sich von meiner Länge vergewissert, kehrte er mir mit seltsamen Anstand u. Würde seinen erhabenen Rücken und pfiff eine lustige Melodie. Bis heute bin ich noch nicht im Reinen, weshalb eigentlich die personifizierte Sicherheit derart ungalant mit mir umgegangen war; — zürnte sie vielleicht über meinen Mangel an Kenntnissen, daß ich nicht einmal weiß, warum man am 27. August in der löbl. Stadt Przemysl wie toll schießt, und die Leute aus dem Schlafe weckt — oder was war es? Höflichkeit der Przemysler Sicherheitsorgane! noch viele Jahre sollst du leben und dich fröhlich entwickeln u. gedeihen — der kotige, jüdische Boden ist ein vortrefflicher Humus für dich.

Nach solchem, stummen dictum acerbum des Stadtflegels fühlte ich keinen Muth, weiter zu fragen, und lenkte meine Schritte der nächsten Kirche zu, um mich für die widerfahrene Grobheit durch irgendwelchen Kunstgenuß zu entschädigen. Wiewol meine Anforderungen an die Przemysler Kunst nicht zu gespannt waren, so wurde ich dennoch bitter enttäuscht, als ich in den Tempel Gottes eintrat, welcher ohne Stil, ohne Sinn u. Plan wie eine Hütte von größerem Umfang aufgebaut dasteht. Um meinen Kunstsinn bei der Betrachtung des elenden Baues nicht zu verderben, eilte ich schnell aus der Kirche, u. mein Blick fiel auf eine Reihe Bilder, die rings um die Kirche angeschlagen waren und Stationen des Leidens Christi darstellten. Auf einem Bilde schreitet Christus unter der Kreuzeslast ächzend

einher u. vor ihm marschirt ein Fahnenträger, dem der Künstler rote Augen, wie ein Kaninchen – vielleicht sehr sinnvoll zum Zeichen der Blutgier – gegeben. Auf einem andern Gemälde reicht man dem Heiland, der vor Durst hin„fällt, Essig; der Künstler hat sehr treffend u. unbestritten getreu das Gefühl, welches beim Essigtrinken auf Christi Antlitz sich malt – aufgefangen – man sieht Christus konnte nur Essig trinken, u. das einen sauren, zu den sauersten, den man auf Erden trinken kann, um derart das Gesicht zu verziehen. Ein anderes Bild stellt die Scene dar, wie Christus vor Pontius Pilatus verhört wird. Dazu hat der Künstler das Vorbild aus einer Bezirksamtssitzung genommen – neben dem Pontius sitzt ein Schreiber, ein leibhaftiger Protokollführer, er schmunzelt beim Schreiben, – ich wette er schreibt in dem Augenblick das Wort „Protokoll", denn der Ausdruck des Wohlbehagens in seinem Antlitz; aber leider schreibt er in der Luft, die Feder (es sollte ein Griffel „stilus" sein) ist 4 Zoll vom Papier entfernt, und er hält sie in der Hand, als wollte er das Papier durch„stechen. Auf dem Bilde, worauf die Kreuzigung zu sehen, findet man nur Christus; einen Henker, der ihn mit Hufnägeln an das Kreuz befestigt, u. zwei weinende Weiber – die ganze übrige Menge steckt hinter dem Berge u. ist dergestalt abgebildet, daß nur die Köpfe zu sehen, die an der Spitze des Berges wie angeklebt sind. Sämmtliche Zuschauer dieser Szene schielen auf Christus oder besitzen von Natur schiefe Augen. –

Ich schließe hier meine Bemerkungen, indem ich mich im Ganzen scheue weiter zu kritisieren, was für Menschen heilig ist und auch in meiner Seele rein bleiben soll. Übrigens, ich verachte nur den elenden Klekser, der seine Witzeleien an einer Reihe so schöner Vorwürfe losgelassen – nicht das Heilige, Ewige, Große und Erhabene an Christi Leben und Sterben. –

(Fortsetzung folgt)

Auflösung der Charade in No 1: Affenbrotbaum.

CHARIS.

No 3.
Wien den 15. December 1872.

Zwei Dichter der Töne.

(Mit einem Blick auf die Entwicklung der Tonkunst in Polen)

Motto: „Die Poesie in allen ihren Reichen
Ist dem Gereiften eine Sprache nur."

Wie auf das Gemüt, die geistige Ausbildung, das ganze Seelenleben des einzelnen Menschen in erster Linie die örtlichen Verhältnisse einen gewichtigen Eindruck ausüben, so ist es auch mit der Geistesentwicklung ganzer Nationen. Schon in den Zeiten, wo man auf den Blättern der Geschichte nicht deutlich lesen kann, wie die ersten Anfänge eines consolidirten Zusammenlebens, dieses Grundsteins aller historischen Wirksamkeit, im Sarmatenlande gestaltet waren, – finden wir in alten Chroniken Andeutungen auf den steten Kampf der Polen, die jede Scholle des Bodens, welchen sie in Besitz nahmen, mit dem Blute ihrer Söhne erstreiten mußten. Und von den Zeiten, wo uns eine klare Einsicht in die Geschichte der polnischen Nation gestattet ist, von den Zeiten Boleslaws des Tapfern, bis zu den letzten Pulsschlägen des dahinsterbenden politischen Organismus, finden wir stets die kriegerische Bereitschaft des Volkes gegen zahlreiche Feinde und Nachbarn, Deutsche, Russen, Tartaren, Türken, hinter denen eine ganze Reihe kleinerer und größerer

Widersacher sucht, die aus Kurzweil oder Sitte damaliger Zeiten gern mit den Söhnen Sarmatiens Händel anbanden.

Dieses ewige Kämpfen und Ringen, dieser Zwang unaufhörlich auf der Hut zu sein und die Grenzen des Reiches zu bewachen, daß ja nicht der Feind ins Land einfallend Dörfer und Städte in Flammen aufgehen lasse und in zügelloser Freiheit walte, war die Hauptursache, daß Kunst und Wissenschaft nur stiefmütterlich behandelt wurden, und daß diese Nation, die sich jederzeit durch ihre leichte Fassungsgabe und instinktartige Geistesintelligenz vor den Bewohnern des Nordens auszeichnete, in Kultur und wissenschaftlicher Ausbildung weit hinter den andern Völkern Europas zurückblieb. —

Was wir oben auseinandergesetzt, gilt in vollem Sinne auch bezüglich der Tonkunst, deren größeren oder geringeren Ausbildung einen so wichtigen Maßstab für das geistige Leben einer Nation bildet. Das dröhnende Waffengeklirre mußte das Ohr unserer Sarmaten unempfindlich machen für zarten Klänge — der dumpfe Donner der Schlacht, der Wirrwarr und das furchtbare Chaos des Kampfes — Seufzen und Wehklagen Sterbender und Verwundeter — das war die Musik, die sie fortwährend umgab; und wenn auch das Herz vor diesen Schrecknissen des Kampfes auf einen Augenblick erzitterte, wenn eine Mitleidsträne dem Auge entfiel, diese momentane Schwäche ward bald verscheucht: der Mann mußte ja sein Leben wehren mit dem Schwerte, denn überall drangen die Feinde ein.... er vergaß alle edleren Regungen des Herzens, vor seinem Auge standen jetzt all' die Mordtaten seiner Feinde, beleuchtet von der blutigen Lohe seines Heimatdorfes, zu seinem Ohr drang auf den Flügeln des Windes das Wehklagen der Weiber und Kinder, die der grimme Feind in die Sklaverei schleppte oder mordete — und wie ein Rachegott, mit wildem Geschrei und furchtbaren Flüchen, warf er sich in das tosende Schlachtgetümmel und säete überall Tod und Verderben.

Die strengreligiöse, ans fanatische grenzende Bildung, welche der polnische Edelmann meist im Kloster oder wenigstens unter Aufsicht eines Geistlichen erhielt, des einzigen schreibkundigen und durch oberflächliche Lesung nicht begriffener lateinischer Klassiker halbwegs gebildeten Mitglieds der damaligen Gesellschaft – flößten dem Charakter der Nation eine tief religiöse, beinahe düstere Stimmung ein. Und so geschah es, daß ein ganzes Heer vor Beginn der Schlacht auf die Knie fiel, eine Messe hörte und vom Himmel Sieg und Segen erflehte: so gestärkt schwangen sie sich auf die Schlachtrosse, stimmten ein frommes Lied zu Ehren der Mutter Gottes oder des hl. Geistes an und fielen mit der Losung: **Gott und Vaterland!** in unaufhaltsamer Wut auf den Feind. König Johann III. hört mit dem ganzen Heere eine Messe, bevor er sich in den Kampf mit Kara Mustapha vor Wien begibt (1683), die Konföderierten von Bar (erste Teilung Polens 1772) tragen im Kampfe eine Standarte, auf der das Muttergottesbild gestickt ist, und singen fromme Kirchenlieder, wie einst das Heer Gustav Adolfs vor der Schlacht Luthers schöne Gesänge anstimmte.

Kirchenmusik, fromme Melodien, andächtige Psalmenweisen, sind die ersten Töne, womit Herz und Gemüt der Sarmaten nach Empfang des christlichen Glaubens veredelt und erhoben wurden. An fromme Weisen reihen sich nationale Lieder und Gesänge, die nur als natürliche Folge des durch die Religion geweckten Sinnes für das Geistige des Lebens anzusehen sind. Nachdem der schöne Begriff von einem allmächtigen Wesen, die Lehre von dem Einen Gott der Liebe die blutigen Götzengestalten verscheucht und in den Herzen der wilden Sarmaten Mord und finstere Rache dem Mitleid, dem edlen Mitgefühl für die Menschheit und gegenseitigen Liebe Platz gemacht, da griffen sie zu ihren Schwertern nur in der äußersten Not. Aber leider war diese Notwendigkeit

sehr häufig: die wilden Horden der Tartaren, Russen, Türken, drangen einzeln, manchmal vereinigt Jahr aus, Jahr ein in das Herz des Landes, weit und breit bezeichneten Trümmer der Städte, brennende ganze Ländereien ihre verruchte Gegenwart. Die Saaten waren vernichtet, die Frauen in Gefangenschaft, die Kinder gemordet – da verließ der Pole den Pflug u. griff zum Schwerte, der Kampf galt es zu bestehen für eigene Existenz und für die Liebsten. Die peinliche Ungewissheit solcher Zustände, die stete Unruhe betreffs der Zukunft waren Motive für Lieder und Gesänge, die in Tönen voll Wehmut, Tränen und Trauer die Regungen des betrübten Herzens wiedergaben.

In diesen zwei Richtungen, der religiösen, die zugleich allgemein national war, und der aus der Betrachtung des traurigen Zustandes der Heimat entspringenden lyrisch-wehmütigen Richtung entwickelte sich die Musik der polnischen Nation; in jenen Richtungen wirkten auch die beiden Meister, über welche wir zu sprechen gedenken. —

Bis zur Zeit, in welcher der letzte Polenkönig Stanislaus August, der große Beförderer geistigen Lebens, aber schlechte Regent, den Tron der Jagellonen bestieg (1764) fand sich auf der ganzen weiten Sarmaten ebene kein Plätzchen für einen Tempel Melpomene's. So kam es, dass die Musik als Kunst gar nicht gepflegt wurde und wenn es hie und da talentvolle Tonkünstler gab, die gar liebliche Melodien den Sagen und Märchen des Volkes unterlegten, oder an der Dramatisierung derselben arbeiteten, so blieben diese vereinzelten Versuche ohne bleibenden Erfolg für Stärkung oder Ausbildung musikalischen Kunstsinnes. Wenn die Teilung Polens in politischer Hinsicht der Existenz der polnischen Nation als eines selbständigen Volkes den Todesstoß gab, und als Akt roher Gewalt des Stärkeren zu verdammen ist, so lässt

es sich anderseits nicht läugnen, daß, was die geistige Ausbildung, des Strebens, mit andern gleichen Schritt in Kultur und Bildung zu halten, betrifft, aber diese Teilung eine moralische Wohltat für die Nation gewesen. Der Donnerschlag, welcher die staatliche Selbständigkeit vernichtete, zerstörte nicht nur die faulen Stoffe des Organismus, sondern rüttelte mit elektrischer Kraft die schlummernden Geister zu frischem Leben auf. Es beginnt eine rege Arbeit, in allen Herzen, die irgend Anspruch auf Intelligenz machen, glüht ein heiliges Feuer, es in der Bildung mit anderen Völkern aufnehmen zu können: „Umsonst zerrisset ihr unser Land und tretet unsere Nation mit Füßen, ihr erdrückt den Geist, der in ihr rege geworden, nicht, es lebt noch die Kraft in unserem Busen, die uns den Weg zur Freiheit bahnen muß. Und wenn auch eure Einbildung schmeichelnd zuruft: Schlafet ruhig, es bewegt sich nicht mehr das Herz dieser zertretenen Nation — so wird Euch nicht wie des Erzengels schmetternde Drommete der Ruf des Volkes mit dem Galileischen È pur si muove aus eurer gemütlichen Ruhe gewaltsam aufrütteln."

Mit dem Bewußtsein dieses nationalen Berufes, alle Kräfte anzuspannen, um kraft seines Genies den Ruhm der Nation im hellen Lichte strahlen zu lassen und neue Beweise ihrer ungebrochenen Lebenskraft zu geben, sehen wir auch die beiden Koryphäen des polnischen Volkes auf dem Gebiete der Musik wirken und streben.

Chopin, ein Kind französischer Eltern, die in Polen ansässig wurden, geboren 1810 in Želazna woda bei Warschau, rühmte sich zeitlebens seines Polentums — und hieng mit der ganzen Liebe eines grossen und edlen Herzens an seinem unglücklichen Vaterlande. Weil er einen Teil der Bildung in Deutschland genoß, so könnte er als ein Kind zweier Nationen betrachtet werden,

von denen eine jede auf seinen Charakter und künstlerische Eigen-
tümlichkeit ihr Gepräge aufdrückte. Aber wenn auch die bis nun
zu unübertroffene Leichtigkeit und Anmut, die in seinen Compo-
sitionen herrscht, in ihm den Charakterzug des Franzosen verrät, wenn
der ernste, tief eindringende Sinn seiner Werke den Einfluß des
germanischen Elements offenbart, so ist doch der Hauptcharakter
seines Schaffens der polnischen Nation entnommen — seine Seele
ist die eines unglücklichen Polensohnes, der am Grabe seiner Mutter
trauert: die tiefe Wehmut, der trauervolle Schmerz, das Ringen
der Verzweiflung sind Motive, die er dem beklommenen Herzen
des polnischen Volkes abgelauscht, und zu musikalischen Monu-
menten vereinigt hat. In der ersten Zeit fließt Chopin's
Leben ruhig hin, wir finden da keine romantischen Episoden,
keine merkwürdigen Zufälle. Eine ungewöhnliche Zartheit des
Körperbaus und Geistes verbannte ihn vom Schauplatz alltäglicher
Taten. Unter Leitung Elsner's, eines nicht unbekannten Com-
positeurs, bildete er sich in Warschau; die Tugenden seiner Voralter,
tiefe Religiosität und strenge Bescheidenheit umhüllten ihn
mit einer reinen idealen Atmosphäre, welche seiner Phantasie
jenen zarten, sammetenen Zug gab, wie er den Blumen
eigen, die dem Staube des Volksgewühls nicht ausgesetzt sind.
Die ideale Schönheit seiner Züge fesselte alle Herzen. Seine ori-
ginelle, geniale Gesichtsbildung umfloß eine interessante Blässe; es
war nicht das matte, krankhafte Gesicht eines lebensmüden, jungen
Mannes, es war die Schönheit eines Engels mit dem Hauch der Trauer
und Wehmut übergossen, wo der erste Gedanke der Schöpfung erhaben
thronte. Ein schönes Bild eines hochsinnigen Dichters, schöner noch, wenn
ihn das göttliche Feuer der Begeisterung entflammte, und seine schönen
Hände, die fast noch weißer und durchsichtiger waren als die

elfenbeinernen Klaviatur, dem Instrumente all die geistreichen, tiefsinnigen, wehmütigen Preludien, Volturnen, Mazurka's, Walzer u. Improvisationen entlockte. x) Um mit unserer Laiensprache dem Genie des großen Meisters keinen Abbruch zu thun, lassen wir hier Heinrich Heine sprechen: (H. Heine's sämmtl. Werke XI. S. 383 u. 275 ff. Kunstberichte aus Paris)

„Es gibt nur einen, den ich Thalberg vorziehe. Das ist Chopin, der aber vielmehr Componist als Virtuose ist. Bei Chopin vergesse ich ganz die Meisterschaft des Klavierspiels und versinke in die süßen Abgründe seiner Musik, in die schmerzliche Lieblichkeit seiner ebenso tiefen wie zarten Schöpfungen. Chopin ist der große geniale Tondichter, den man eigentlich nur in Gesellschaft von Mozart oder Beethoven oder Rossini nennen sollte. Das ist ein Mensch vom ersten Range. Chopin ist der Liebling jener Elite, die in der Musik die höchsten Geistesgenüsse sucht. Sein Ruhm ist aristokratischer Art, er ist vornehm wie seine Person."

„Die Natur gab ihm eine zierliche, schlanke, etwas schmächtige Gestalt, das edelste Herz u. das Genie. Ja, dem Chopin muß man Genie zusprechen in der vollen Bedeutung des Wortes. Er ist nicht nur Virtuose, er ist auch Poet, er kann uns die Poesie, die in seiner Seele lebt, zur Anschauung bringen, er ist Tondichter, und nichts gleicht dem Genuß, den er uns verschafft, wenn er am Klaviere sitzt und improvisirt. Der

---

x) Meine Aufgabe ist nicht, Biographien zu schreiben, noch weniger will ich durch meine unmaßgebliche Meinung jemandes Urteil vorgreifen. Ich nehme aus dem Leben der beiden Meister nur die Hauptcharakterzüge und lasse den Ruhm, welchen sie, wo man sie nur kennt, geerntet haben, für ihre Größe und Genialität sprechen. — (Der Verfasser)

verrät er seinen hohen Ursprung, man merkt alsdann, er stammt aus dem Lande Mozarts, Raphaels, Goethes, sein Vaterland ist das Traumreich der Poesie!"

Es bleiben uns nur mehr wenige Züge, diese flüchtige Skizze zu ergänzen; ich setze voraus, daß die unsterblichen Werke des großen Meisters den schönen Leserinnen bekannt sind und wenn sie nicht selbst ihre Schöpferkraft daran versuchten, so drang wol zu ihren Ohren jene himmlische Musik Chopins auf Concerten oder musikalischen Soireen.

Bei jedem öffentlichen Auftreten erntete Chopin begeisterten Beifall; und in der Tat, seine Compositionen erwecken in der Brust jedes fühlenden Menschen, der sich in die einfachen Züge ihrer Schönheit vertiefen kann, eine andächtige Bewunderung, zugleich aber ehrfurchtsvolle Pietät und Mitleid für den großen Meister, der nur so kurz unter den Lebenden gewandelt. Das göttlich Ruhige, gotisch Erhabene, jungfräulich Sanfte, gewaltig Gefühlvolle und wehmütig Große, worüber, frei von jedem Gebrauch und unnatürlichen Künsteln, eine edle Einfachheit ihre milden Flügel breitet, — das sind die großen Vorzüge des Meisters, den wegen seiner Originalität nur wenige vollkommen zu ergründen und zu kennen vermögen.

Und so kam es, daß in ganz Deutschland der einzige Dr. Hanns von Bülow sich rühmen kann, den Geist der Chopinschen Musik begriffen zu haben und ihn in seiner Reinheit und Glorie vor den Zuhörer würdig vorüberwandeln läßt. —

Im Jahre 1837 unternahm Chopin eine Kunstreise, auf der er die größten Städte Europas besuchte und überall

die Lorbeeren seines Ruhmes geerntet. Die Periode von 1837 – 47
ist die, worin sein Genius die größten musikalischen Wer-
ke schuf, sie ist die Glanzperiode seiner dichterischen Lauf-
bahn. Im Frühlinge des Jahres 1847 brach er das Verhältnis,
welches er mit der französischen Schriftstellerin Sand gepflogen,
ab: „dieses Verhältnis lösend, löse ich zugleich den Faden,
der mich an das Leben bindet", äußerte Chopin und
wirklich hat sein Mund keine leere Deklamation geoffenbart.
Nachdem er den schweren Kampf mit der, in seinem Herzen
wühlenden Leidenschaft bestanden, begann sein Geist zu
welken und zu vergehen und war keiner weiteren Schöp-
fung mehr fähig und auch die sterbliche Hülle desselben über-
ging langsam in Auflösung. Trotz des Abratens seiner
Freunde zu denen vor allem sein Schüler Gutmann gehörte,
begab er sich nach London, um daselbst einige Concerte
zu geben; der Ausflug sollte ihn zerstreuen.
Aber statt der gesuchten Ruhe bemächtigte sich seiner eine stets
weiter greifende Melancholie. Als er im Jahre 1849
von seiner letzten Kunstreise nach Paris zurückkam,
war er derart lebensmüde, welk und entkräftet,
daß er an keine Arbeit mehr denken konnte und ruhig
dem Tode entgegen sah. Gutmann und dessen Schwester
waren stets um ihn. Seine letzten Stunden versüßte
noch die Anwesenheit der Gräfin Delphine Potocka,
einer enthusiastischen Verehrerin Chopins, die auf die Nach-
richt von seiner Krankheit nach Paris gereist war.

Sonntag den 17. October verschlimmerte sich sein
Zustand bedenklich. Gräfin Potocka, die bei seinem
Ringen und schweren Leiden zugegen war, fiel vor

seinem Bette im Innersten ergriffen auf die Knie, ein Tränenstrom entfloß ihren Augen. Als Chopin die bleiche, trauernde Gestalt der Gräfin an seinem Lager erblickte, dankte er ihr und bat, daß sie ihm etwas singe. Man schob das Pianoforte an die Thür des Zimmers und die Gräfin sang eine Arie aus „Stradella" mit bebender Stimme, während welche Tränen die „Tasten des Flügels benetzten. „Mein Gott! wie schön ist es, noch ... noch" rief der Kranke. Als das Lied verstummt war, vergrösserten sich auch seine Leiden. Der Todeskampf währte bis zum 18. Aug. vor dem Hinscheiden raffte sich Chopin auf und fragte: „Wer ist hier bei mir?" und als er Güttmann gewahr würde, neigte er den Kopf gegen seine Hand, um sie zu küssen, und in diesem Kusse seine Dankbarkeit auszudrücken für all' die Mühen, die jener treffliche Freund an seinem Krankenbette überstanden. So schied eine große Seele, ein zartes, edelfühlendes Herz, das der Schöpfer mit der Krone des Genies geschmückt.

Chopins Vorliebe für Blumen war allgemein bekannt. Der Katafalk war mit diesen so überstreut, daß es schien, als ruhe die Leiche auf einem prächtigen Blumenteppich, unter lauter Blütenkränzen, die sie wie eine Pyramide umgaben, und nicht in einem Sarge. Der Todte schien zu schlummern, ein verklärter Ausdruck des Friedens lag auf dem lächelnden Antlitz, die ganze wunderbare Schönheit seines Gesichtes, durch die lange Krankheit verwischt, trat jetzt wieder in ungetrübtem Glanze hervor. An dem Leichenbegängnisse nahm ganz Paris Anteil, und viele innige Tränen fielen auf das frische Grab des gefeierten Sängers.

Er ruht auf dem Kirchhofe Père la Chaise, wo er seinem Wunsche nach neben dem Schöpfer der Norma, Sonnambula, Puritani, dem großen, italienischen Maestro Vicenzo Bellini beigesetzt wurde.

(Schluss folgt.)

Nach Victor Hugo.

(„Les feuilles d'automne" XXII und XXXI.)

I.

Kind! wär' ich König, ich schenkte
Dir Reich, und was mir gehört —
Purpur, Szepter und Krone,
Mein Volk, das knieend mich ehrt —
Und meine Schlösser und Gärten,
Der Länder prangende Zier,
Auf allen Meeren die Flotten —
Für einen Blick von Dir!

Und wär' ich Gott — die Erde,
Die Luft und das weite Meer,
Und alle Boten und Geister,
Der Englein gehorchendes Heer,
Und soviel glühende Sonnen
Kreisen im Weltrevier,
Ewigkeit, Himmel und Welten —
Für einen Kuss von Dir! —

II.

An Marie M.

Ave, Maria, gratiâ plena!

Ach! so schüchtern blickt dein Auge,
Friede thront auf deiner Miene; —
Doch, ob schamhaft du auch birgst
Was das Innere dir bewegt:
Wenn von höchster Glut begeistert
Höher deine Pulse schlagen,
Dann, wie lang verborg'nes Feuer
Offen flammt empor dein Herz!

Sprich nur kühn, und brich dein Schweigen!
Nachtigallen sangen himmlisch,
Und ein froh Gestirn begrüßte
Deines Daseins ersten Tag.

Dichterhoheit vorzukünden,
Stand zu Häupten deiner Wiege,
Von dem Himmel hergepilgert,
Segnend dich, ein mächt'ger Gott.

Dichtkunst und Musik, Geschwister,
Schenkten dir Gedankenfülle,
So wandlich mich in Zartheit,
Fesselnd uns mit Zauberbann.
Bald strömt deine Glut in Versen,
Bald auf Tasten des Klaviers,
Wenn betroffen es erzittert
Unter deiner Töne Flut.

Ach! du machst den Dichter träumen,
Wenn des Abends Sterne funkeln,
Und der mitternächt'ge Himmel
Dunkel seinen Schleier zieht:
Denn des Dichters Geist, aus Schatten
Und aus Liebe zart gewoben,
Ist 'ne stille, nächt'ge Blume,
Deren Duft die Sonne flieht.

Lieder.

I. (NCh I)

Ich ruht' im kühlen Waldesgrün
Am Moose sammetweich,
Ein Blümchen sah ich vor mir blühn
Ein Blümchen zart und bleich.

Es war so lieb, es war so traut,
Weiss nicht, wie mir geschehn —
O! hätt' ich niemals dich geschaut,
Du Blümchen wunderschön!

II.

umarbeiten

N. Ch. II

Es fließen leise die Wellen
da unten im grünen Rhein,
die glühenden Gipfel erhellen
das Düster mit stralendem Schein;
dort auf dem zackigen Steine,
Wo brandend die Woge braust,
Steht lange ein Mädchen alleine
Und klagt in die Nacht hinaus:

Die Treue hast du mir gebrochen,
Es brach mein Herz mit der Treu
Jetzt wirst du auf immer versprochen,
Und schwörst einer andern Treu.
Und in die brausenden Wogen
Stürzt sie hinab in den Rhein,
Dort oben vom Fensterbogen
Strahlt glühend freudiger Schein.

Da eilt hinab ein Geselle
Und sucht und ruft in die Nacht —
Es fällt sein Aug' auf die Welle —
Die strahlt in des Mondes Pracht.
Bald schwammen innig umschlungen
Zwei Leichen im silbernen Rhein, —
Der Fenster Rot war verschwunden,
Nur bleicher Mondenschein.

(Melodie: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten")

III.

Mit Träumen die Nacht umdunkelt
den klaren, grünen See,
der Mondenschein schwärmerisch funkelt
und sterndurchschimmerter Höh';

Da tauchen empor aus den Fluten
die Nixen wunderhold,
Ihre roten Wangen glühen,
Es glänzt ihrer Locken Gold.

Sie baden die prangenden Glieder
Im Thau der Sommernacht,
Und singen so liebliche Lieder
Von wunderbarer Macht ....

An des Ufers brandender Welle
da lauschet ihrem Sang
Ein junger, schöner Geselle;
dem wird so wol und so bang –

die süßen Töne berücken
des Jünglings Herz und Sinn
Mit Zauber und wildem Entzücken –
Schon umrauscht ihn der Wogen Grün,

Der Nixen Arm umschlinget
Ihn sanft – der Seeblume gleich –
Und leise und leiser verklinget
der Sang im krystallenen Reich. –

Reisebilder aus Galizien.

(Fortsetzung)

Ehre, wem Ehre gebühret. Diesem Grundsatz huldigend, muß
ich zur Ehre der Stadt Przemysl bekennen, daß an einigen
Orten ein Pflaster sich befindet, viel schöner und breiter als
in der Hauptstadt Lemberg. Es besteht immer nur aus Qua-
dern von ziemlicher Größe. Der Ringplatz wird aus zwei,
sage zwei schönen, großen Steinhäusern, die palastartig aufgebaut
sind, gebildet. Es frappirte mich in Przemysl die lange, steinerne
Treppe, die vom Ringplatz zur Domkirche führt. Sie ist zweigespal-
ten zu je 45 großen, breiten, mit Eisengeländer versehenen Stufen
und macht einen seltsam imposanten Eindruck. Die Domkirche
selbst hat an u. für sich gar nichts Sehenswertes. Sie trägt auf
der Rückseite die Inschrift: Aedificavit sicut unicornium
sanctificium suum in terra et fundavit in saecula. —
Links von der Kirche befindet sich das Seminar, das wie ein
Strafhaus aussieht, ein unheimliches, großes Gebäude. Ein kalter
Schauer durchdrang mich, als ich da vorbei kam, und die blassen Gesichter
der Insassen in ihrem schwarzen Gewande durch die vergitterten Fenster
blicken sah. —

Neben dieser Anstalt führt der Weg zu Anlagen, die um das
alte verfallene Schloß sich ausbreiten und eine schöne Aussicht in die
Umgegend darbieten. Von da sieht man schon die Gebirge, in meiste
Nebel gehüllt, die durch die Strahlen der Sonne beleuchtet, ein schö-
nes Farbenspiel bilden. Unter den Anlagen, die ziemlich ordent-
lich gehalten werden, fließt in der Ebene der San. Von der alten
Burg sind geblieben: ein gothisch gewölbtes Thor und zwei Thürme
mit Kreuzen geziert, alles verwachsen mit wildem Gesträuch
und Moosen. —

Nachdem wir in der Eisenbahn-Restauration gespeist hatten, d.h. nachdem ich meinem Magen drei Kipfel und eine Tasse Kaffee zugeführt, bestiegen wir den Wagen, mit dem wir noch einen 15 meiligen Weg durchzumachen hatten. —

Wie ich meine sieben Zwetschken gepackt, warf ich zufällig den Blick auf die Gasse, und sieh' da, auf einem Schilde war ein tanzendes Schwein vorgestellt, das mit einem Manne – Schnellwalzer wirbelt. Welch' seltsame Idee des Malers – welch' eine sinnreiche Erfindung des Kautzes, der ein so sonderbares Schild malen ließ – Przemysl! Du bist einzig in deiner Art! Logiker kommt herbei und bildet hier einen Schluß – ein Przemysler Bürger, ein Schwein und der Tanz – wenn auch beim Nachdenken und Entziffern dieses curiosums der Verstand nicht still steht und ihr denselben in der Folge nicht verliert – so will ich des Teufels werden. Adieu Przemysl! ich scheide von deinen Mauern und deinem Koth, und mit Schmerz, denn ach! mich erwartet ein langer, schrecklicher Weg, der [illegible] sein wird als nicht die Reise im Kahne Charons, — durch die autonomischen Strassen Galiziens.

Bevor wir aber weiterreisen, müssen wir noch einiges von den Schicksalen dieser Stadt erwähnen, welche meist in der polnischen Geschichte eine nicht geringe Rolle spielte. Ihr Ursprung verliert sich im Dunkel; seit dem Jahre 981 aber, wo sie dem Großfürsten von Kiew unterthan wurde, läßt sich ihre Geschichte ausführlich verfolgen. Da wir uns aber kurz fassen müssen, so sei erwähnt, daß Przemysl seitdem unter fortwährenden Kämpfen bald unter polnischer, bald unter großfürstlicher Herrschaft stand, bis es sammt dem gleichnamigen Fürstenthum von Kasimir dem Großen definitiv mit der polnischen Krone vereinigt wurde. Es erhielt das Magdeburger Stadtrecht, ward mittelst königlicher Privilegien

25

zu einer Stadt ersten Ranges erhoben; dazu kam noch der lebhafte Handelsverkehr mit Ungarn, so daß der Reichtum der Stadt fortwährend zunahm. Es hatte freilich allmählich Anfälle seitens der Tartaren, Kosaken, und später der Schweden auszuhalten, fast jedesmal aber sahen die tapferen Bürger den Feind unverrichteter Sache abziehen. So erging es 1656 dem Schwedenführer Duglas, und nicht besser 1657 dem Georg Rakoczy, der mit 30000 Mann fünf Wochen lang die Stadt fruchtlos bestürmte. —
Zu den denkwürdigen Altertümern der Stadt Przemysl gehört die römisch-katholische Kathedrale, die kraft einer Bulle Gregor XI. im Jahre 1375 errichtet wurde. Die griechisch katholische Kirche bestand schon seit 1271; außerdem gab es noch viele Klöster, so der Jesuiten, Dominikaner, Dominikanerinnen, Karmeliten, Missionäre, Reformaten, Benediktinerinnen und das der Franciskaner — wo bis nun zu das hl. wunderthätige Bild der Mutter Gottes, 1772 feierlich gekrönt, weit und breit berühmt ist. —
Przemysl soll auch einen grossen unterirdischen Gang besitzen, der daher älter ist als der Themsetunnel. Als nämlich Boleslaw, der Kühne, die Ruthenen, die sich in die Mauern Przemysls geflüchtet, belagerte, gruben die Eingeschlossenen von der Burg aus einen Gang, der unter dem Bette des Flusses San bis an das andere Ufer führen soll. Die Stadt erhebt sich amphitheatralisch vom Ufer des San gegen die Höhe, auf der die Ruinen einer alten Burg zu finden sind, von wo aus man eine malerische Aussicht auf die zu ihren Füßen gelegene Stadt genießt; von den Strahlen der Sonne beleuchtet glänzt sie unten mit vielen Kuppeln und Thürmen, umrahmt von Gärten und Wiesen und dem San, der wie eine silberne Schlange sie umfließt.

Obwohl Przemysl genug belebt ist, und in Vergleich mit anderen Städten genannt werden kann, – auch der Sitz zweier Erzbischöfe ist, – steht es doch weit vor seiner ehemaligen Bedeutung zurück.

(Fortsetzung folgt)

Feuilletons.

Getreu unserem Vorhaben, sowol Geist als Herz unserer schönen Leserinnen zu beschäftigen, und womöglich in unseren Artikeln stets beide zu berücksichtigen u. eher die Gemüthsseite anzuschlagen, die bei Frauen stets zarter und leichter erklingt — beginnen wir mit der heutigen Nummer einen Cyclus von Dramen in leichter, von abstruser Gelehrsamkeit lediger Weise zu erörtern. Der Verfasser dieser Gallerie, in dessen Seele das Gefühl für das Schöne das herrschende ist, und der glücklich ist, in einem Herzen den Keim des Edlen zu finden, liebt es, im freien Reich der Phantasie sich zu ergehen; er wird mit Begeisterung sich der schönen Aufgabe widmen, in diesen Aufsätzen und vollem Herzen die unvergängliche Schönheit der Poesie zu zeigen, er wird von dem höhern Gefühle getragen, daß sein Wort einem edlen Herzen manche schöne Stunde bereiten, in manchem fühlenden Busen ein höheres Erfassen des Lebens, einen Gedanken idealer Schönheit u. Harmonie vermitteln werde. Stets waren es die Frauen, denen die Dichter huldigten; in unserer Zeit sind es sie beinahe allein, an die sich sein begeisterndes Wort wendet, von denen er ein liebevolles Echo erwarten kann. Die Welt ist in einem Taumel begriffen, Staaten, Völker, Gesellschaften, wie Einzelne werden von dem Geist des Eigennutzes beherrscht, — weder Kunst, weder Gott oder mit ihr, dessen kümmert man sich wenig: in den Tag hinein lebt man blind dahin, und Dichter — die feiert man nur, wenn sie 80 Jahre alt werden und wenn man dabei als Maecen der Kunst" glänzen kann. Menschen, denkt ihr, im Durchschnitte auch nicht bis und

innerste Herz, als ihr so viele Stimmen auf einmal preisen: die Blätter schreiben wol hochtönende Phrasen von Begeisterung, die in allen Herzen glühte: aber — ein flacher Wein begeistert auch. Des Menschen Aufgabe ist, Mensch zu sein; in diesem Worte ist alles gesagt, und menschlich ist alles, was ihn vom Thiere unterscheidet: das Hohe, Edle, Göttliche zu erfragen, — zu lieben und liebend zu umfassen das ganze Weltall, jene selige Harmonie, den Geist Gottes, der alles durchweht, — sich stets dem höchsten Wesen zu nähern, — das ist die Aufgabe des Menschen; und hat er dies begriffen, dann wird er es auch in jeder seiner Handlungen betätigen. Es fürchtet vielleicht mancher, bei Verfolgung eines solchen Zieles werde er noch die Erde unter den Füßen verlieren; fürchte nicht du schwaches Zwerglein, ein Gott wird man nicht leicht: du mußt froh sein, wenn dir nur einigermaßen jenes Ziel zu begreifen gelingt, ganz auszuführen wirst du es nie, gar oft wirst du an den Menschen irre werden, aber wollen, wollen mußt du, und immer wollen, und dieser Wille wird dich heben, und die stille, selige Freude bereiten, wird dich im Unglück trösten.

So sehen Sie, meine Schöne, wie gern ich in das heitere Reich der Gedanken auffliege. Nicht wahr — Sie fliegen gerne mit? Wenn man so einsam da oben schwebt, wird einem plötzlich so bange, — mir können Sie sich schon anvertrauen, ich habe schon oft jene hohen Regionen durchsegelt u. herabgesehen auf die kleine Erde, und es verschwanden all' die großen Menschen — Ich fühle da in luftigen Höhen u. um mich strahlten glühend die Sterne, feurige Kometen zogen ihre majestätische Bahn und Sonnen flogen durch den unendlichen Raum. Ich stieg immer höher, die Erde sah ich nicht mehr, und die Sonnen und Kometen und Monde lagen schon tief unter mir. Die Luft ward stets blauer und milder, — wie oft auf heimatlicher Flur ferne Glockentöne, klang an mein Ohr harmonische Musik, selig entzückt

blickte ich empor: und über mir sah ich eine ernste Gestalt, sie hielt in der Hand eine Wage, auf diesen Schalen ward gewogen das Loos der Menschheit, in der einen lag Flitter und Schmuck der Welt, Falschheit, Unrecht, Lüge, in der andern das Edle und Hohe in der Menschheit. Und es schüttelte das geheimnißvolle, ehrwürdige Wesen sein Haupt. — denn bedenklich schwankte die Wage hin und her und zu triumphiren begann das Schlechte: ängstlich, mit starrenden Augen, ohne einen Ton meiner angstgedrückten Brust entpressen zu können, blickte ich auf das grause Schauspiel; stets mehr drohte der Sieg des Bösen. Da warf ich mich mit heißen Thränen zu den Füßen des geheimnißvollen Wesens und flehte um Hilfe, und glänzender stets und lieblicher erschien der Himmel, ein balsamischer Athem durchzitterte den Raum, herrlicher klang die Musik herauf — kaum konnte ich meine Augen offen halten, denn im strahlendsten Lichtglanze erschien ein Wesen von der ätherischsten, herrlichsten Gestalt, so rein und göttlich, so zart und luftig: es war die Liebe, die höchste, ein ersterbende, grenzenlose Liebe, sie die Millionen umschlingt, und der ganzen Welt ihren glühenden Kuß auf die Lippen drückt. Sie berührte nur leicht die Wagschale des Schönen, ich sah das Zünglein schwanken, das Jammergeheul der Bösen wollte die Sphärenmusik übertönen, noch ein vertrauensvoller Blick traf mich aus jenes Wesens seelenvollem Auge, — und ich erwachte.

Nun, wie gefällt Ihnen dies? wollen Sie mit mir träumen, wollen Sie mit mir aufsteigen in die erhabenen Regionen des ewig Schönen? Ich werde Ihr getreuer Führer sein, folgen Sie nur mir mit einem Funken jener Begeisterung, womit ich Ihnen die hohen Pforten des hohen Tempels erschließen will. —

I.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegenschauen
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an dem Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht. —

Wem von Ihnen wären diese Zeilen nicht bekannt, die so herrlich jenes hohe Lied der Liebe einleiten? Ist es uns nicht, als stünden wir auf den hohen Felsen und blickten auf den ruhigen Hellespont — so lieblich rauscht zu unseren Füßen die heitere Fläche des Hellesponts — über uns blaut der ewig freundliche Himmel und wir träumen uns in jene grauen Zeiten, die doch so schön waren, wo hier in der herrlichen Natur auch herrliche Menschen lebten — und mich dünkt, ich sei Leander und stürze mich in die Fluten — weither winkt schon Aphrodites herrlicher Tempel — endlich ist die Küste erreicht: „Hero!" — und „Leander!" klingt es mir zurück. Wir sind vereint." —

O Byron, großer Dichter — dir war es vergönnt, die große Meeresstraße zu durchschwimmen; wie mußte dein Herz glühend klopfen, als du auf jenen Wellen dich wiegtest, worauf einst der edle Jüngling dahinschwamm — und erwartete dich eine Hero? Heute gibt es dort keine Heroinen und keine Heros mehr, elende türkische Dörfer erzeugen keine solchen Früchte — aber du warst ein Dichter, dich freute der Gedanke, und in wehmütiger Wonne gedachtest du jener Hero, und die lebte ja, vielleicht noch edler, noch

schöner, als sie Leandern erschien. —

Die Sage von Hero und Leander ist uns aus dem Alterthume hauptsächlich in einem kleinen Gedichte des Musaeus erhalten — Sie können sich den Namen leicht merken, denken Sie nur an unseren gemüthlichen Märchenerzähler gleichen Namens, der aber wol 1300 Jahre nach jenem lebte; doch Sie aber beide Dichter, beide Namensvetter, beide Schulmeister nicht verwechseln — man vergiebt zwar solchen Fehler gern einem schönen Lippenpaare, aber besser ist es doch, wenn auch ohne die Krücke der Höflichkeit das schöne Lippenpaar Recht hat. Die Zeit der Entstehung jenes Gedichtes ist beinahe ein Jahrtausend nach der Blüthenperiode der griechischen Literatur, es erzählt die Sage in ihren einfachsten Umrissen, aber ganz; daß man aber von jenem Liebespaar schon Jahrhunderte vorher zu singen und zu sagen wußte, beweisen viele Erwähnungen der alten Schriftsteller. Und noch bis in die heutige Zeit klingt jene alte Sage fort und, wie eine Burg durch Epheuranken und Moos jenen geheimnißvollen Eindruck des „Romantischen" übt, hat auch jene Geschichte stets innigere Farben und Formen angenommen, und außer Romeo u. Julia gibt es kein Paar, welches als Beispiel der edelsten Liebe so häufig genannt würde. Verklungen aber und verstummt wäre ihr Name in der großen Gruft der Zeit, wenn sie nicht die Dichtkunst mit ihrem Zauberstabe zu herrlichen Bildern innigsten Gefühles erhoben u. ihnen in jeder fühlenden Brust ein unsterbliches Denkmal gesichert hätte. Zwei Dichter des deutschen Volkes sind es, die, jeder in anderer Art, aber beide in wahrhaft würdiger Weise jenes Paar verewigt; der eine in der Ballade, deren Anfang unsere oben mitgetheilten Verse bilden u. die ich Sie sofort aus dem niedlichen Bändchen, welches Sie gewiß besitzen, zu ergänzen bitte — der andere — doch davon später. Vor allem wollen wir aber die Sage, wie sie uns Musaeus überliefert, hier mittheilen.

"Sestos lag und Abydos entgegen sich, nah dem Meerstrand:
Nachbarlich liegen die Städte; doch Amor, spannend den Bogen
Sandte zugleich ein einziges Geschoß in die Mauern der beiden,
Treffend ein Mädchen und einen der Jünglinge. Aber Leandros
War der liebliche Jüngling genannt und Hero die Jungfrau.
Sie bewohnte Sestos, und er die Mauern Abydos';
beider der Städte zumal hochleuchtende Sterne die beiden,
Gleich an Schönheit einander."

So beginnt das einfache Lied des griechischen Sängers – und kaum hätte er einen glücklicheren Anfang wählen können. Als Priesterin des Aphroditentempels, lebte Hero glücklich und zufrieden; sie kannte kein größeres Glück, als den Dienst ihrer Göttin zu besorgen – sie war abgeschlossen von dem Geräusche der Welt und von ihrer einsamen Wohnung auf hohem Wartturm konnte sie herabblicken auf das Meer, dessen Wogen an den Fuß des Turmes schlugen; bei heiterem Wetter sah sie jenseits des Wassers die schönen Zinnen von Abydos sich erheben – und auch des stürmenden Meeres mochte sie mal gewohnt sein. Aber es nahte der Tag, der sie aus der stillen Ruhe herauswickeln sollte. An dem herrlichen Feste der Liebesgöttin, welches alljährlich die Sestier feierten, zu dem sich von allen Städten des weitzerstreuten Griechenvolkes fromme Pilger einfanden – an dem Feste, dessen Krone nach der unsterblichen Göttin Hero selbst war, – damals erblickte sie zum ersten male Leandros, von mächtiger Flamme durchglüht. Wie aber konnten sie einander in Zukunft sehen – der Tempel mit seinen Hainen war jedem Fremden verschlossen, einem andern durfte das Geheimnis nicht anvertraut werden, nur einen Weg gab es – das Meer. Der größte Mut der Liebe gehörte aber dazu, diese weitaus gegossene Fläche zu durchschwimmen, wenn es(?), kam er auch schon glücklich an, – nur selten waren

und wie von nun an aus ihrem Herzen der Friede verbannt war, so ward auch Leandros

hin zu finden, an denen mit Gefahr des Lebens hangend er hinauf-
klimmen konnte. Damit aber Leander nicht ungewiß des Nachts
auf dem Meere sich umherschlage, sollte Hero jeden Abend eine Leuchte
vom Turme strahlen lassen, wie es im Gedichte heißt, „es gelobten
Sie, zu erheben das Licht; er, Wogen u. Flut zu durchziehen.“
Ohne daß Natur oder Menschen ihnen ein Hindernis bereitet, lebten
sie so einige Zeit ihrem verborgenen Glücke; da kam der
Herbst heran, und mit dem Herbste auch die Zeit der mächtigen
Stürme, die den zwischen den Felsenufern Schiffern am gefährlich-
sten sind — und wie erst einem einzelnen Menschen?

Ein unglückseliges Geschick trieb Hero, die gewohnte Leuchte anzu-
zünden, und Leandros warf sich in die Flut; kaum bemerkt
er das Ausgehen, denn stets schwärzer und schrecklicher
wird der Himmel, mit furchtbarem Tosen drängt sich eine Wo-
ge über die andere, alle Schiffe liegen im bergenden Hafen.
Die Wellen warfen den armen unbarmherzig hin und her,
vergebens sandte er inbrünstige Gebete zu den Göttern.

„Ringsum geschleudert von der schallenden Flut unbezwinglichem Andrang,
~~Treibt~~ treibt er daher. Schon löste der Füße anstrebende Kraft sich,
Und es erschlafften die Sehnen der nie ausruhenden Arme.
Ihm in den Mund von selber ergoß sich ein mächtiger Meerstrom
Und unerquickenden Trank des brandenden Meeres verschluckt' er.
Jetzt auch löschte die trügende Leucht' ein feindlicher Windstoß,
Löschte Leben und Lieben des jammervollen Leandros.
Schlaflos harrte indes, und des immer noch weilenden Jünglings
harrend die Braut, durchschauert von oft aufstöhnender Bangnis.
Eos[x] dämmerte empor, und es sah nicht den Bräutigam Hero.

[x] Eos, Aurora, Göttin der Morgenröte, Morgen.

Ringsum schweifet ihr Blick auf des Meeres unermeßlichen Rücken,
Ob auf der Flut sie gewahre den irrenden Liebesgenossen,
Welchem die Lampe verlosch; und sobald sie zu Füßen des Turms
An dem Gezacke der Klippen zerschmettert den todten Gemahl schaut:
Da, von der Brust wegreißend den künstlich gewobenen Leibrock,
Schwingt sie mit Macht sich, vornübergebeugt, von der ragenden Turmhöh'.
Über Leandros' entseelter Gestalt erblassete Hero
Und sie genossen einander auch noch in dem letzten Verderben."

Dies ist alles, was das Altertum von jener Sage mitteilt. Sie sehen zugleich aus den Gedichtstellen, daß die Dichter des Altertums keineswegs so unnahbar sind, als Sie sichs vielleicht bisher dachten. Nicht wahr, es liest sich ganz leicht – es ist so einfach – und doch so schön. Die Gedichte des Altertums sind wie eine Dame in einfacher und doch so schmucker Morgentoilette, mancher moderne Dichter putzt seine Gestalten mit so viel falschem Flitter aus, daß ich sie mit einem gewissen Grauen betrachte und jeden Augenblick den Chignon zu erblicken fürchte.

(Fortsetzung folgt)

Die Brautfahrt.

(Nach dem Spanischen)

Pfeilschnell durch die Felsenriffe
Fliegt die heidnische Galeere,
Jagt nach einem kleinen Schiffe
Hin auf spiegelglattem Meere.

Aber in dem kleinen, schnellen
Schiffe Braut und Bräut'gam ziehen,
Durch die dunkelblauen Wellen,
Nach dem Heimatland zu fliehen.

An Malorca's schönem Strande
Wollen sie sich Liebe schwören,
Und durch Hymens hl. Bande
Sich auch ewig angehören.

Sanfter kosen die Zephyren,
Strahlend taucht ins Meer die Sonne —
Voll Entzücken zieht durch ihre
Herzen reine Himmelswonne.

Weh! plötzlich durch die Wellen
Sie die Räuber jagen sehen;
Angstvoll ihre Herzen schwellen
Und die Braut hebt an zu flehen:

„Hört mich! ihr leisen Lüfte,
„Die uns ja so oft belauschten,
„Wenn uns süße Frühlingsdüfte
„Liebend, kosend rings umrauschten;

„Ihr, die zornentbrannt die Schiffe
„Schleudert in den Schlund der Wellen,
„Schleudert an die Felsenriffe,
„Daß in Stücken sie zerschellen;

„Die Ihr mild den Nachen rettet,
„Und nicht säumet beizustehen,
„Wenn vom Wogendrang umkettet
„Gute Menschen zu Euch flehen;

„Lüfte, Lüfte! laßt Euch rühren

„Rettet uns aus Räubers Händen,
„Ihr allein könnt' uns entführen,
„Ihr allein das Unglück wenden —"

Also flehet unter Thränen
Still die Braut — die Lüfte lauschen
Ihren holden, süßen Tönen;
Dumpf die Wasserwogen rauschen.

Voller sich die Segel blähen,
Schneller durch des Meeres Pfade
Fliegt das Schiff — in Sturmes Wehen
An des Vaterlands Gestade.

———— • ————

Alle Drei

(Litthauische Sage.)

Einst lebt' in Litauens mächt'gem Reiche
Auf seiner Burg ein stiller Mann,
Der sich in kräftigen Tagen
Im ganzen Lande Ruhm gewann;
Jetzt, da schon bleich sein Haar sich färbte,
Mocht' nimmer in die Schlacht er ziehn
Und seiner Jugend Tage sah er
In dreien Söhnen neu erblühn.

Er rief sie eines Tags und sagte:
Es bleicht schon unsres Namens Glanz,
Setzt Ihr nun fort, wie ich begonnen,
Zieht hin zum Dienst des Vaterlands!

Markreich und kräftig, wol geübet
In jedem Kampfspiel seid ihr drei —
drei Kriege werden unternommen —
Wohin ihr wollt, zieh' jeder hin!

Wo Olgerds stolzes Banner führet,
Mag einer gehn, ins Russenland,
dort kann er Ruhm und Beute finden,
Und Gold ausstreuen mit voller Hand,
dort wächst in des Gebirges Schoße
das beste Silber, schönstes Gold —
Und Zobelpelze, weich und theuer,
Und häufig dort — drum zieh gewollt!

Nicht minder Glück darf jener hoffen,
Wer unter wackerm Führer will
Ins Land der Kreuzesherren ziehen;
Denn theuren Bernstein gibts in Füll',
Und Panzer, zierlich ausgeschmückt,
Manch' Lederwamms, manch' scharfes Schwert,
Ornate auch von Edelsteinen —
drum dorthin zieh — wer dies begehrt.

Es geh' der Dritte über'n Njemen
Mit Skirgells kampfesmuth'ger Schaar —
Nur karg ist jenes Landes Erde
An Armuth reich, des Goldes baar.
doch treu und tapfer, die's bebauen
Und manche Waffenbeut' erhält
Und mir bringt eine Schwiegertochter,

Wer jenes Land zum Ziel bestellt.

Denn nirgends auf dem Erdenrunde
Gibts Frauen lieblicher wie dort.
Zwei Sterne glänzen ihre Augen
Sie zünden und ziehn mit sich fort.
Es schatten drüber dunkle Brauen,
Des Leibes Glanz besiegt den Schnee,
Glückselig ists, mit ihnen leben,
Sie lächeln fort das herbste Weh.

Auch eure eigne Mutter bracht ich
Als Gattin heim aus jenem Land —
Jetzt sind es ein halb hundert Jahre —
Und mir, dem Greis am Grabesrand
Zieht Freude noch durch das Gemüte,
Und wehmuthsvoll wird mir um's Herz,
Wenn jener Tage ich gedenke —
Mit Trauern blick' ich himmelwärts.

Nun mögt ihr wählen, theure Söhne,
Wohin ein jeder ziehen mag,
Mein Segen wird Euch stets begleiten,
Und Gott euch beschützen jeden Tag."
So sprach der Greis. Die Söhne küssten
Zum Abschied noch die Vaterhand,
Bestiegen die bereiten Rosse,
Und flogen pfeilschnell über'n Sand.

Der junge Frühling gieng vorüber,

Die Sommerzeit, so schnell und heiß,
Die Blätter fielen von den Bäumen
Der Winter kam mit Schnee und Eis.
Und noch war keiner der drei Söhne
Zum Vaterhause heimgekehrt —
Sie sind doch nicht im Kampf geblieben —
Und doch — sie hätten heim begehrt; ...

Zum Schloß im Wintersturmgestöber
Auf stolzem Rosse reit't ein Mann —
Im Mantel hält er was verborgen —
Die Beute ist's, die er gewann.
„Du bringst wol Schätze in dieser Hülle
Viel Nowgoroder-Silber mir?"
„O mehr, mein Vater! 's ist mein Liebchen,
Die Schwiegertochter bring' ich dir!"

Zum Schloß im Wintersturmgestöber
Auf stolzem Rosse reit't ein Mann —
Im Mantel hält er was verborgen —
Die Beute ist's, die er gewann.
„Wol aus dem Preußischen reichen Lande
Kommst du mit Edelsteinen hier?"
„O mehr, mein Vater! 's ist mein Liebchen,
Die Schwiegertochter bring' ich dir!"

Zum Schloß im Wintersturmgestöber
Im tiefen Schnee der dritte reit't,
Auch er bringt einen vollen Mantel,
Die Beute mit, wo er geweilt.

(mit* aus dem Land)

Bevor er aber noch die Braute
dem frohen Vater lächelnd wirbt,
Schon dieser zu der dritten Hochzeit
die Gäste ringsum laden ließ.

Paris

(Melodie aus der „schönen Helena" v. Offenbach)

Bei des herdenreichen Ida
Üppig weichem Blumenflor
Saß der holde Schäfer Paris
Spielend auf dem Hirtenrohr.
Alle Nymphen horchten schweigend
Seinen süßen Melodien,
Selbst Apollo sah mit Neide
Auf den schönen Sänger hin.

Da erstrahlt in höherm Glanze
Weit die Gegend, sonnenhell,
Und es nahen drei Gestalten,
Göttern gleich, leichtfüßig, schnell.
Noch geblendet von dem Lichte
Steht der Hirt an seinem Ort,
Da tritt ihm entgegen eine
Spricht ihn an mit holdem Wort:

Um der Eris Zwietracht apfel,
Der der schönsten sei geweiht,
Kämpfen Hera, Aphrodite
Und Athene harten Streit.

Du, o Hirte sollst entscheiden,
Wer die schönste von uns dreien;
Der den Apfel du wirst reichen
Ihr gehört der Preis allein!"

Und die erste bot ihm Herrschaft,
König reich und Gut und Geld;
Und die zweite Kriegestaten,
Ruhm und Preis in aller Welt.
Doch bezaubert ihn die dritte,
Kaum, daß er sie nur gesehn
Auch versprach das schönste Weib sie —
Konnte er da widerstehn?

Sterne.

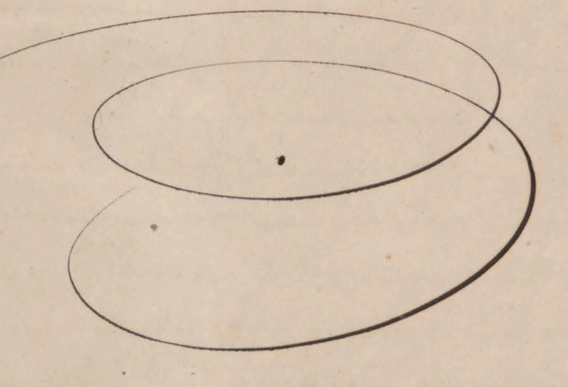
Wenn ich so ganz allein
Des Nachts am Fenster steh'
Und in das helle Gefunkel
Am Sternenhimmel seh';

Da wird mir so wol und wehe,
so bange um das Herz,
Es zieht mich mit heißem Verlangen
Nach oben — himmelwärts.

Wie gleicht ihr den heißesten Wünschen
des Menschen, herrliche Sterne!
Euch sehnt sich das Herz zu erreichen —
Und immer bleibt ihr so ferne.

Charis Nr. 2.

Lemberg am 1 Februar 1874.



Charis Nr 2.

Lemberg den 1 Februar 1874.

Sonette:

I

Ich will euch nicht den Flammen übergeben
Ihr schaut mich so mit Kinderaugen an,
Als hätt ich großes Unrecht euch gethan.
Ich will euch nicht den Flammen übergeben!
Ihr seid der schönste Theil von meinem Leben,
der kühne Traum, mit dem ich einst begann!
Wie Genien begleitet ihr den Mann
Ich will euch nicht den Flammen übergeben.
Ich hörte einst ein Glockenspiel vom Thurm:
Im Anfang war's ein leises, leises Klingen,
dann tiefes Tönen, volles mächtiges Schwingen,
Und endlich ward's ein ungeheurer Sturm
Gewaltigen Ausklang tiefsten innern Strebens;
So seid auch ihr ein Sturmgeläut des Lebens!

— · —

II

Wer scheiden will, der scheid' am frühen Morgen,
bevor die letzten Sterne bleich vergehen,
bevor das glühende Sonnenlicht zu sehen.
Von Wäldern und von Bergen tief verborgen,
da schlummern noch die Zweifel und die Sorgen,
Es wandelt durch die Welt ein leises Wehen,
du wirst den Abschied leichter überstehen –
Wer scheiden will der sch[eid'] am frühen Morgen!
Die Sonne sank, die höchsten Berge glühten
Aus tiefster Dämmerung winkten weiße Blüten
So hab ich auf die Reise mich gemacht.
Ich mochte wol der Zeit noch lange schwanken
Ich mochte heimlich manches, manches denken –
Mein Morgen war vorbei – es wurde Nacht!

III

Ich schritt hinunter am Kanale grande,
die Schiffe lagen ruhig Bord an Bord
Und weiter immer weiter schritt ich fort
das Abendrot erlosch mit glühendem Brande.
O wundervolle fremde Welt am Strande!
Es steht ein blonder Bursch am Steuer dort,
Er singt ein Lied ich weiß es Wort für Wort,
Ein munteres, altes Lied aus deutschem Lande. ./.

So frisch aufjubelnd, wie der Pony mich traf!
Und näher tretend rief ich: Landsmann brav!
Ein schwarzer Hund fuhr auf vor meinem Schritte.
Und wie zu horchen schien der Mond im Golf.
Der Landsmann schwieg und sagte: ruhig Wolf,
Und war mit einem Sprung in der Kajüte.

IV

O Meer! Im Aufruhr bei der Stürme Getön
Wenn deine Wasser rauschen auf und nieder,
bei deinem Klang gedenk ich alter Lieder,
Nordländischer Klippen, nebelhafter Höhen.
Die junge Gudrun blond und blau und schön,
die harten Fesseln um die weichen Glieder,
sie steht am Strand und wirft sich wie- und nieder
Es überschallt der Meerwind ihr Getön.
Sie ward geraubt. So steht sie oft am Strand,
die heimatlose, blickt gen Helgoland
der Sturm ist still, die See hat sich geglättet
Ist das ein Segel? Ist's ein fernes Riff?
Schau hin! Es kommt des Königs Herwigs Schiff!
Es kommt der Bräutigam, du bist gerettet!

./.

V.

Kennst du das Lied: „Zu Straßburg auf der Schanz“?
Kennst du das Lied vom armen Schweizerjungen,
der heimwehkrank tief in den Rhein gesprungen?
Hier in der Fremde, hier versteh' ich's ganz. –
Nach Norden zieht der Wolken luftiger Kranz;
Ich steh' am Strand und habe still gerungen,
Allmächtiges Heimweh hat mein Herz bezwungen,
das fremde Meer glüht auf im fremden Glanz.
Mein Herz steht still, das Auge wird mir feucht,
Ein einziger Sprung, ist Alles wie mir däucht,
Wer denkt an mich in weiter, weiter Ferne?
Ein Sarg von blauem Marmor ist die Fluth,
Ein Sterbemantel, weit und weich und gut,
der Todtenkranz sind Sonne, Mond und Sterne.

Fortsetzung folgt.

Kriegers Tod.

Die Kugel traf, es strömt das Blut
Mir aus der wunden Brust;
Geschwunden ist meiner Jugend Muth,
Geschwunden des Kampfes Lust.

~

J.

Und da ich hier so todeswund
Auf wüstem Felde lieg',
Erkämpft manch alter Kamerad
Den ruhmreichen Sieg.

~

Die Seele fliegt schon himmelan,
Mein Haupt sinkt matt zurück;
Hier endet meines Lebens Lust
Hier meines Lebens Glück:

~

Durch eines Engels Lieb' mir ward
Das Leben himmlisch schön –
Drum ist der Abschied jetzt so hart,
Soll ich von dannen gehn.

~

Schon sinkt der Sonne letzter Strahl
Im blut'gen Abendrot –
Leb' wol, ich schau zum letztenmal
Dich, schöner Sonnengott!

~

Mein Lebensstrahl sinkt auch hinab
Ins düstre Schattenland;
Ich sterbe treu, treu bis zum Grab
Der Lieb', dem Vaterland!

Gregor Kutschera.

Blätter aus dem Stegreif.

Geehrte schöne Leserinnen! Vor Allem entbiete ich
Ihnen meine ergebensten Grüße. Lang, lang ist's
her als ich zum letzten Male die Ehre hatte, mich von
dem schmeichelhaften Gefühle einzuwiegen, daß die
schönen Augen so mancher geschätzten Leserin
über meine Schreiberei huldvoll gleiten. Ein
hundert Meilen und noch einige darüber, thei-
len mich den Schwingen von dem Anzuge der
schönen Leserinnen. – In bezug auf das letzte Capi-
tel zu dem ich nur durch einen divinatorischen aber
nicht desto weniger richtigen Schluß gekommen, ist
es ein Glück für mich, daß zwischen uns nur
eine so entfernte geistige Kommunikation besteht,
sonst wäre die Gefahr außer Maaß vorhanden, daß
unser Blatt mitten in der begünstigten Ausga-
be von der Redaktion selbst unterdrückt werde,
wie es im vorigen Jahre zu dem größten Nach-
theil des gesammten lesenden Publikums ge-
schehen. Zu der Führung eines literarischen Blattes
sind neben dem kalten Verstande zwar auch warme
Gefühle im Busen nöthig, aber wenn das Herz
zu sehr in der Brust herumhüpft, da muß der Re-
daktionssitz verschlossen ~~und~~ die Zeitungsbude
wird gesperrt, und in einem Ausfluge in die

./.

weite Welt muß das Mädchen gesucht werden.
Kein Wort mehr über diesen Gegenstand. Es sind
Redaktionsgeheimnisse, die aus Rücksicht auf die Soli
darität der einzelnen Mitglieder unter ein an
der nicht ans Tageslicht kommen dürfen.
Ich habe Sie meine schönen Leserinnen in diese
undurchdringlichen Geheimnisse unserer Reda-
ktion eingeweiht, erstens weil ich zu galant ge-
gen Damen bin um nicht Ihrer liebsten Pas-
sion: der Neugierde, Genüge zu leisten, zweitens
weil ich Sie meine geehrten Leserinnen als An-
wälte gegen die Grausamkeit der Redaktion
anrufen will. Habe ich nicht etwa Recht. daß ich die
so einflußreiche und bestimmende Damenhülfe
in Anspruch nehme?! denken Sie schöne Leseri-
nen wie grausam jetzt die Zügel der Redaktion
gehandhabt werden. Nur wo ich es weiter schrei
ben will, erscheint die Charis selbst wie sie
liebt und lebt, bezwickert und bestickt, ja
begeistert selbst, und bittet mich flehentlich
ich möchte ihre Blößen nicht der Öffentlichkeit
preisgeben. Aber jetzt will ich grausam sein
ich gebe keinen Pardon, so süß ist ja das Gefühl
der Rache, und ich bin ein durch und durch galliger

./.

sichtig, drum soll auch diesmal die Maxime : der
Auge für Auge ihre ungetrübte, moralische Tüchtig
keit und Schönheit bewahren.
- Aber es hilft Ihnen garnichts, es muß heraus -
die Würfel sind gefallen, rachedürstig setzte ich den
Rubikon über.-
Nicht wie ein durchtriebener Sikofant will ich vor Sie
treten, nein der Wahrheit gemäß bringe ich Ihnen
meine Klage vor.
Hochgeehrte, edle, zartfühlende, reizende Damen!
Fern sei von mir Ihren Scharfsinn und allbekannte
Weisheit zu schmeicheln.- Wagte ich es auch zu thun, so
würde meine Rede keine Erwiderung bei Ihnen fin
den, da Sie doch die Ehrbarkeit selbst sind und durch
Nichts Ihr Urteil beeinflussen lassen. Darum sei es
mir nur erlaubt, Ihnen, wie es auch meine Pflicht
lehrt, den gebührenden Ausdruck der tiefsten Verehrung
auszudrücken.- Nach diesem Eingange bringe ich Ihnen
mein Herzleid vor; mir wird die größte Genugthuung
sein, wenn Sie gerechte Damen erklären, daß Recht sei an
meiner Seite.
Ich war stets ein fleißiger Mitarbeiter der Charis und
wie oft ich das Blatt mit poetischen Ergüssen meiner
./.

ungesetzlichen Ende verhinderte, so betheiligte ich mich mit mei-
nen besten Kräften in der Presse. Da unser Blatt eine
äusserst grosse Verbreitung gewonnen, und die Mit-
redakteure von allen Weltenden zerstreut, lange
uneinig waren, allwo eigentlich das Blatt er-
scheinen soll, so habe ich in Anbetracht dieser
Unsicherheit der Publizierung die Feder beiseite
gelegt und wartete darauf, was da kommen
sollte. – Endlich kamen die streitenden Mächte
überein und ich erhielt eine drohende Erklärung
von dem frischgebackenen redacteur en chef des
Schalkes: „dass ich aus dem Verbande der Mit-
arbeiter herausgeschmissen werde, sobald ich
nicht einen Artikel für die No 2 des Blattes
liefere." Es sein nämlich nur einige elende
Gedichte, ebenfalls Reimereien schmachtender
Schöngeister eingelaufen, und es zeige sich ein
grosser Bedarf nach der sonst so verwünschten
Prosa! Schöne Leserinnen! War dies nicht ein
derbes, rücksichtsloses Verfahren gegen einen
um das Blatt verdienstvollen Mitarbeiter?!
Ich appelire an Ihr Rechtsgefühl und bitte um
einen stillen Seufzer des Mitleids! . . .

./.

Trotz dem ich, die mir angethane Schmach tief in
meiner Seele fühlen mußte, habe ich um Christ-
willen meinen schönen Leserinnen der Entrüstung:
„Halte Maul" verboten und faßte den Entschluß
als sehr der Termin des Erscheinens des Blattes
vorgerückt war und ich seitens der Redaktion
gedrängt wurde, mit einem Artikel in der
zweiten Nr. vors geehrte Publicum zu treten.
So entstanden die nachfolgenden Blätter, für
die ich um gnädige Nachsicht hiemit bitte. –

„Die Männer taugen alle Nichts
die gute, alle böse Wichte
die Weisen und die Laffen
zu unserer Qual geschaffen"

Ich will es Ihnen tausendmal wiederholen, vielleicht
lassen Sie sich dann überzeugen –
– Jedenfalls aus Galanterie, um Ihnen nicht zu
widersprechen, werde ich am Ende es thun müssen.
Aber mein Eingestehen und Ergeben, wird nur
das Weichen der Übermacht sein. Nehmen Sie es
mir nicht für übel, aber ich muß es Ihnen unverhoh-
len erklären, Sie führen keine Vernunftgründe
an, die zu meiner Überzeugung sprechen würden
./.

es sind lauter Allgemeinheiten, vergessen Sie
nur den Ausdruck - ungereimte, abgedroschene
Phrasen -
- O, sehr schön, bravo, rief Fräulein Hermenegil-
de mir entgegen. - Ihr Antlitz glühte vor Zorn
- ihre blauen Augen sprühten Funken der Galle.
- der Herr ist sehr unartig - ja ich möchte sagen
ein rechter Grobian, meinte Jungfer Lola ein
sonst äußerst schüchternes Mädchen, das aber im
Punkte der Männerhetze höchst reizbar und ab-
solut war.
- das ist schon zu viel - was glauben Sie - wir leben
doch im Jahrhunderte, wo das Weib der Tyrannei
der Männer, die ihre Drachenflügel über das schwa-
che Geschlecht ausbreiteten - sich enthebt - rief Fräu-
lein Mathilde - und das lang erloschene Feuer
ihrer Augen, flackerte wie ein Blitz in dunkler
Nacht - hell auf -
- Ich sage der Mama, daß Herr Müller immer
lügt - zwitscherte ein kleiner Spatz von 10 Jahren
das niedliche Lorchen - und flog durch die offene
Thür um Mamas Beistand gegen den un-
artigen Herrn Müller zu holen.
Heiß ersehnt waren nun die Hülfstruppen, die in

/.

der Gestalt von Frau Kilian der Mutter der Fräulein Lola und Hermenegilde heranziehen sollten, um gegen meine Unart das gesammte Frauenkorps in Schutz zu nehmen. Gegen mich den von allen Seiten Bedrängten, sollte noch neue Kräfte herbeigeholt werden, die Autorität der Hausfrau sollte einwirken, wenn die lächerlichen Angriffe des jungen Damenvolkes nicht vermochten.
Ich höre Frau Kilian wird zu einer wichtigen Berathung von der Küche abberufen, so benütze ich die Zeit bis zu ihrer Ankunft um die Leserinnen mit den handelnden Personen bekannt zu machen und die Scene auf der unsere Geschichte spielen soll zu beleuchten. –
Die Geschichte spielt in Galizien . . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

(der ganze Absatz von der Censur gestrichen)
[Anmerkung des Setzers]

Frau Kilian ist meine nahe Cousine, eine Wittwe

1.

nach einem österreichischen Finanzbeamten, die
er so guter Patriot gewesen, daß ihn aus
bitterer Wehmuth über den trostlosen Zustand
des österreichischen Finanzwesens das Herz
brach. Es hatte eine eigene Bewandtniß mit
diesem Herzleid. Herr Kilian hatte die löbli
che Gewohnheit nachdem er sich den ganzen Tag
über, mit Ziffern und Rechnungsoperationen
abgemüht hat - Abends zum Stadtmüller (das
vielbeliebte Kastel echter Germanen in Bam-
berg) zu gehen, und zur Stärke am wenigsten
3 Maß, am meisten 5 Maß des edlen Ger
stensaftes zu trinken, das schon unseren Vor
fahren im Alterthum zu brauen verstan
den, das aber den Römern nicht munden wollte.
Herr Kilian mußte der Gambrinustrank
sehr schmecken, denn draußen konnte es
donnern und blitzen, es konnte der Thermo
meter +30 oder -30° zeigen, schlag 7
Uhr wandelte die Singstraße einher, eine
vollblütige, kleine Gestalt, bog dann sanft
in die Dominikanergasse ein, noch drei Stiegen
glücklich erklommen und es verschwand die
ehrbare Person des Herrn Kilian in den ./.

vom Zigarrenqualm durchtränkten Räumen der Stadt
herrschte. Im fünfzehnten Jahre, dieser ununter-
brochenen Pilgerfahrt und dieses mit unermüd-
tem Fleiß betriebenen Kultus, geschah es an
einem warmen Sommertage, daß Herr
Kilian aus Ottakring einem freudigen Ereigni-
ße im erlauchten Kaiserhause Habsburg
das gewohnte Maß von dem Maximal-
quantum um eins noch überstieg, und in
der Nacht an einem Schlagflusse sanft im
Herrn entschlafen ist, - und den Himmel be-
trat, allwo er jetzt wohlgemuth gewiß das
echteste Pilsnerbier mit dem heiligen Pe-
trus schlürft.-
Große Vaterlandsliebe war die erste Ursache, die
Herrn Kilian dazu trieb, Trost in einem
vollen Glase zu suchen, es ist daher keineswegs
unlogisch, wenn ich behaupte, daß er als Mär-
tyrer des zerrütteten finanziellen Österreichs
gestorben.-
Wir wollten solange Beiden Todten, wenden
wir uns jetzt zu den Lebenden.
Nachdem Ableben eines so trefflichen Mannes
wendete sich Frau Kilian aus ihrem Leiden
./.

Kummer bald erholen. Als eine vernünftige
Frau sah sie ein, daß ihr zunächst die Sorge
um die zwei hinterlassenen Waisen obliege. –
Und um so mehr mußte sie jede überflüssige
Sentimentalität und zu große Schwärmerei und
Seufzer-Fluth auf bessere Zeiten verlegen,
da der weise Verein dafür gesorgt hat, der
mit die Mütter und Waisen noch ebenden
den nicht in dem allzugroßen Kummer ver-
gehen. Sie werden nämlich ganz mächtig
gemacht durch die Pension, die ihnen bemessen
wird, und müssen der kalten Wirklichkeit
entgegenarbeiten, damit sie nicht Hungers
sterben.
Groß, mächtig und weise muß der Verein sein,
wo die Gesetzgebung selbst von solchen Wesen
Bedacht nimmt, und bestrebt ist, daß die
Hinterbliebenen vom größten Kummer nicht
aufgerieben werden! –

Fortsetzung folgt.

Lieder

Fortsetzung.

Ein Nibelungenhort ist
Verborgen in der Menschenbrust,
Ein Schatz so reich und mächtig
An Freude, Glück und Lust.

~

Es weiß der Mensch wol selbst nicht
daß er ihn in sich trägt,
Bis einst aus tiefem Traume
das Fühlen wird geweckt.

~

Und wer ist wol der Zauber
der diesen Schlaf zerstört,
Und plötzlich dann entdeckt
die Kunde, nie gehört?

~

Der Lieb und Freundschaft Flammen,
die glühen aus den Herzen,
Sie machen so reich den Menschen,
daß er's kaum tragen kann.

~

Nur sie sind Leben im Leben,
Nur sie sind mehr allein,

1.

Ach' sie ist aller Glücke
Ein nebelhafter Schein.

Anna Kolasiewicz.

Leise sinkt die Nacht hernieder
Und ich sitze so alleine.
Kühl ist's draußen und ich friere,
Friere bis ins Herz hinein.

Graue Wolken niederhangen,
Kalter Wind weht durch den Wald,
Müde bin ich, o zum Sterben
Und mein Herz ist todtenkalt.

Meine Wünsche sind erstorben
Wie der Bäume frisches Grün,
Meine Hoffnungsblüten alle
Sind geknickt und längst dahin.

Wie die gelben Blätter fallen
Auf des schönen Sommers Grab,
Fallen meine ~~frühsten~~ süßen Träume
Auf der ersten Liebe Grab.–

./.

Frühling wird wol wiederkehren
Kommt mit neuem Glanz daher –
Nur der Frühling meines Herzens
Kehret nimmer, nimmer mehr.

Alice R.

Liebesboten

Abends, wenn die Sterne gehn
Hoch am Himmelszelt,
denk ich an mein Liebchen schön
draußen in der Welt.
Grüßet mir, ihr lieben Sterne,
's Liebchen in der Ferne!

~

In ihr holdes Angesicht
Blicket Sternelein!
Strahlt von eurem sanften Licht
Hellen Widerschein
Grüßet mir, ihr lieben Sterne,
's Liebchen in der Ferne.

L. Aumark.

./.

Weise: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“...

Es fließen leise die Wellen
Da unten im grünen Rhein,
Die glühenden Gipfel erhellen
Das Düster mit stralendem Schein;
Dort auf dem zackigen Steine,
Wo brandend die Woge braust,
Steht lange ein Mädchen alleine
Und klagt in die Nacht hinaus:

Die Treue hast du mir gebrochen,
Es brach mein Herz mit der Treu,
Jetzt wirst Du auf immer versprochen,
Und schwörst einer anderen Treu.
Und in die brausenden Wogen
Stürzt Sie hinab in den Rhein,
Dort oben vom Fensterbogen
Stralt glühend freudiger Schein.

./.

Da eilt hinab ein Geselle
Und sucht und ruft in die Nacht –
Es fällt sein Aug' auf die Welle –
Die strahlt in des Mondes Pracht.
Bald schwammen innig umschlungen
Zwei Leichen im silbernen Rhein. –
Der Fenster Rot war verschwunden,
Nur bleicher Mondenschein.

Albert Zipper.

Herz und Pflicht

I

Gustav an Otto

Schloss Wildburg den 10 Mai 18..

Lieber Otto! Gestern kam ich hier an. Der Wille des Vaters bestimmte mich dahin, dass ich meinen Abschied dem Obersten überlangte und ohne die Antwort des Regimentskommandanten zu erwarten, ohne von meiner geliebten Romana wieder Abschied zu nehmen, dem strengen Befehl meines Vaters gefolgt bin. Du musst mich daher entschuldigen, dass ich vor meiner Abreise bei dir nicht vorsprach. So oft du auf mich bös warst und mir einen recht großen Verdruss

machen wolltest sprichst du mich immer mit „Herr
Graf" an. Als du von meiner Abreise gehört, hast
du gewiß zu dir gesagt „der Herr Graf war nicht ein
mal so gnädig, daß er seinem besten Kameraden „Le
bewohl" gesagt hätte". Nein, glaube mir, es war
außer jeder Möglichkeit, daß ich dich vor meiner Abrei
se sprach. Ich erhielt um 8 Uhr das Telegramm und
mußte um 10 Uhr mit dem Eisenbahnzuge wegreisen.
Ich suchte dich in deiner Wohnung, in der Kaserne, und
erfuhr, daß du mit deiner Schwadron ausgeritten und
erst gegen Mittag in die Stadt ankommst. Du weißt
wie ich mit der ganzen Seele an dir hänge, du erhabe
ner Marquis Posa, von deiner herzlichen Ermah-
nung, deinem freundschaftlichen Rath hätte ich Muth
und Wahrheit geschöpft, Trost und Aufmunterung,
deren ich so sehr bedarf.—
Ich bin den zweiten Tag schon hier und weiß nicht wo
wegen ich eigentlich berufen wurde. Mit meinem Kö-
nige habe ich nur gestern bei der Tafel gesprochen. Es wa
ren Gäste und so haben wir uns kaum begrüßt.
Und wie fremd komme ich mir hier vor, in dieser
Atmosphäre an die ich nie gewöhnt war. Die Menschen
um mich scheinen kein Blut in der Adern zu haben
nur destillirtes Zuckerwasser. Wenn ich Jemanden freun
dlich anspreche, so steht er vor mir kerzengerade
/.

mit entblößten Haupte, heißt „Ja Herr Graf" „Schön Herr Graf" „Zu befehl Herr Graf" – –
Empört mich der Gedanke, daß der Mensch ein so gefühlloser Automat werden kann? Wie Affen kommen mir hier die Menschen vor, die nach dem Willen des Herren der sie im Zwinger eingesperrt hält, Purzelbäume schlagen oder stürmen und es grundlos dastehen. –

Fortsetzung folgt.

Eigenthümer, Herausgeber, und verantwortlicher Redacteur: Albert Zipper.

Gedruckt: in der Dampfdruckerei der „Charis"

Inhalt
der Nr 2 der Charis vom 1 Februar 1874.

NB. die Verbreitung der in der: „Charis" enthaltenen Artikeln und Gedichte durch den Druck, darf nur mit Zustimmung der betreffenden Autoren erfolgen. Insbesonders gilt dies von den Novellen, deren erste Folge in der Beilage gegenwärtiger Nummer sich befindet.

Etwaige Anfragen an die Redaktion, werden von der nächsten Nummer an in einem: „Briefkasten der Charis" unter dem gewünschten Pseudonym oder Anfangsbuchstaben des Namens beantwortet. Die Adresse der Redaction ist: Albert Zipper Lemberg Armeniergasse Nr 25

Die nächste Nummer erscheint den 20 Februar.

II.

Winterlied.

1. Schneeflocken wirbeln
Ans Fensterlein mein,
Doch Winter will's nimmer
Im Herzen mir sein

2. Er war wol schon gekommen
Mit Eis und mit Schnee,
Allein ich glaub' noch immer,
Daß Rosen ich seh'. +

3. Da drinn' ist's ja so warm, 30°
So gar nicht eisesstarr,
Als wollten Blüten treiben
Süß duftend u. wunderbar.

+ 12½ Jahr alt [illegible] A. Kolassiewicz.

III.

1. Wie lieblich bei des Abends Kühle
Zu ruhen in dem stillen Wald,
Frei von des Tages sonniger Schwüle,
Wenn nimmer der Arbeit Lärm verhallt.

2. Und heimlich rauscht es in den Kronen,
Sie neigen sich hinab zu dir
Vom Schloß, wo sonst nur Eulen wohnen,
Tönt Geisterlaut u. Klingerzier.

3. Da denkst du der vergangenen Zeiten,
Es fühlt sich deine Seel' so rein,
Es klingen ihre schönsten Saiten,
Und alles ringsum stimmt herrlich ein:

4 Der Tannen Wipfel rauschen leise,
Es lauscht der Vöglein stiller Chor,
Es ruht der Tag von langer Reise –
Dort glänzt der erste Stern empor.

[illegible] Antropologen Franz Keim. [illegible]

IV.

Ich ruht' im kühlen Waldesgrün
Am Moose sammetweich;
Ein Blümchen sah ich vor mir blühn,
Ein Blümchen zart u. bleich.
Es war so lieb, es war so traut,
Weiß nicht wie mir geschehn;
O! hätt' ich nimmer dich geschaut
Dich Blümchen „Wunderschön"!

Gregor Kutschera.

[illegible]

V.

Einsam auf grüner
Bergeshald'
Ein Veilchen blüht im
dunklen Wald;
Im dunklen Wald ein
Bächlein geht
Vergiß mein nicht am
Bächlein steht.
Vergiß mein nicht zum
Veilchen spricht,
In stiller Lieb' das
Veilchen glüht. —
So träumen sie die
Stunden hin,
Keins kennt des andern
Liebes Sinn.
Da kommt ein Knabe
her und bricht
das Veilchen und
Vergiß mein nicht.
Vereint an seines
Liebchens Brust
Vergehen sie in
Liebeslust.

Heinrich Eichenau.

sehr gut

VI.

1. Wenn ich so ganz alleine
des Nachts am Fenster steh',
Und in das helle Gefunkel
Am Sternenhimmel seh':
2. Da wird mir so wol u. so wehe,
So wehmutsvoll ums Herz,
Es zieht mich mit Sehnsuchtsverlangen
Nach oben — himmelwärts. —
3. Wie gleicht ihr den herrlichsten Wünschen
des Menschen! o glänzende Sterne!
Euch sehnt sich das Herz zu erreichen
Und immer bleibt ihr so ferne!

Ernst Berger.

VII.

Der stillen Au entblühte
Ein blau Vergiß mein nicht,
Sein kindliches Gemüte
Kennt' Furcht und Sorge nicht.

Der Hagel schlug die Blätter —
Wie zittert's da so sehr!
Es kam das schwarze Wetter —
Das Blümlein war nicht mehr.

A. Zipper.

VIII.

Der Sämann wirft in der Erde Schoß
das Korn; es trägt ihm Frucht,
Er ist nun seiner Sorge los,
Und findet was er gesucht.
Einst säl' auch ich nur Glück u. Freud',
Und hoffte mich beglückt;
Nun war' sie da die Erntezeit —
Die Saat war früh geknickt.

~~Fr. Klein~~

IX.

1. Es fand ein Knabe im Lenzesgrauen (gen)
Ein Liebchen im Waldesgrün;
Er küßte ihre roten Wangen,
Sie küßte wieder ihn.
2. So kosten und küßten die Maid und der Knabe
Gar oft im Waldesruh',
Sie schwuren sich Liebe und Treu' bis zum Grabe,
Die Vöglein sangen dazu!
3. Doch bald hatt' sie ihn verlassen, vergessen,
Die ungetreue Lieb' — —
Er konnte sie nimmer, ach nimmer vergessen;
Seine Augen, die wurden so trüb.
4. Seiner Wangen glänzende Farbe entwichen,
Es schwand seiner Lippen Rot —
Und eh' des Waldes Grün noch erblichen
Da war der Knabe schon todt.

Ernst Bergen.

(Fortsetzung der Lieder folgt)

Der See

Träumerisch die alten grauen
Felsenmassen niederschauen
zu dem dunklen, düstern See.

Rings um Tannen stehn u. schweigen,
die bemoosten Häupter neigen
bei des Windhauchs leisem Wehn.
Leise säuselts in den Bäumen,
Schaurig blickt die Wasserflut,
Wald und See und Felsen träumen,
Überall ein Zauber ruht.

H. Eichmann.

Das alte Schloss.

Vermodert und vergessen
Ist längst die Heldenschaar,
Die einstens hier gesessen,
Geschaut so manches Jahr.
Vermodert (sind) die Mauern,
Es nagt die Zeit am Stein,
Wie lange wird es dauern,
Wirst auch du vergessen sein.

A. Bergen.

Grossmütterchen.

1. Großmütterchen! schlimmes Großmütterchen!
Was hast du mir armen Kinde erzählt,
dem forschenden Kinde, von glänzenden Rossen,
Von Feen und Prinzen und gold'nen Karossen
Und vom diamantenen Schloß,
So strahlend und groß?
2. Großmütterchen! schlimmes Großmütterchen,
du hast mir ein falsches Märchen erzählt;
In der Welt sind nur Mühen und Ängsten und Plagen,
Nach flüchtiger Freude ein folgendes Jagen —
Noch in jungen Jahren
Müßt' ich erfahren.

Theodor Tupec.

Die Ruine

1. Abend war's — hinter Bergen
Strahlend schon die Sonne sank —
Aus des Tales tiefem Grunde
Liebliches Geläute klang.
2. In der alten Burgruine
Saß ich auf bemoostem Stein,
Rings um mich verfallne Mauer,
Über mir der Mondenschein.

3. Und der alten grauen Zeiten,
Wo die Burg in stolzer Pracht
Gegen Himmel sich erhoben,
Ich mit stiller Wehmut dacht'.

4. Und da war mir's, ob ich hörte
Plötzlich wildes Roßgestampf,
Und da war mir's, ob ich sähe
Kühner Ritter Lanzenkampf –

5. Rosse tummeln, jagen, wiehern,
daß es zittert, stäubt und kracht,
Ritter kämpfen, singen, sinken,
Schwerter blitzen durch die Nacht.

6. Und die Ritter eilen jetzo
Zu den Frauen in den Saal,
Nach der Mühe sich zu freuen
An dem reichen Festesmahl.

7. Und es klingen die Pokale
Voll des süßen, gold'nen Weins,
Und es singt dazu der Sänger
Von der Lust des ird'schen Seins;

8. Und er singt von holder Minne,
Von der (Minne) Lust und Leid,
Singet alter Helden Taten,
Längst vergang'ner grauer Zeit.

9. Und er singt von – da erwachte
Ich aus meinen Träumerein:
Rings um mich verfall'ne Mauer
Über mir der Mondenschein.

Schultheiß.

Dichten.

Wenn der Dichter sich entzücket,
Wenn ein Schmerz sein Herz durchzuckt,
dichtet er, der Welt entrücket,
des Gemütes stilles Kind.
Doch des Herzens höchste Freude
Und der Seele tiefster Schmerz
Schweigen stille – denn sie beide
Füllen ganz des Dichters Herz.

H. Lichmann.

Funken.

Contrabande vom Hammer des H. Heine

I.

1. Du bist so still und ruhig,
Und seh' ich dich nur an,
Mir ist als wehte Frühling
Leise fächelnd mich an.

2. Du bist so still und ruhig
Und lächelst mit Zaubermacht
Das leiseste Leid von hinnen —
Hast du dich schon bedacht?

3. Du weißt nicht den Frieden zu schätzen,
O lern es von mir, mein Kind!
Bald mag dich mit weichem Arm
Umschließen der Lenz gelind!

II.

1. Noch blickt hinunter der volle Mond
Aus schwärzlicher Wolken Saum —
Es riß mich empor aus Schlafes Arm
Ein furchtbar bangender Traum: Träumen
2. In einer grausigen Waldschlucht saß
Eine Hexe; rings war es Nacht;
Ihr schreckliches Auge hat allein
Ein schaudernd Licht entfacht
3. Sie grinste mich an mit wüthigem Blick,
Und Riesen auch hab' ich gesehn,
Die warfen mächtige Felsen nach
mir:
Nicht wußt' ich, wie ihnen entgehn.

4. Es riß mich empor der schreckliche Traum;
Vom funkelnden Sternengezelt
Blickt herunter zu mir der helle Mond.
Schön nun sind die Sinne erhellt!
5. Welch' Meer von Gedanken! Ich denk
an dich,
Und froh beengt sich die Brust,
Ich möchte wegschweben in luftigem All
In überquellender Lust,
6. Umschlingen dich mit mächtigem
Arm
Und einen glühenden Kuß
Auf die Lippen pressen — brav! — wol
würdig wär'
Eines Gottes solcher Genuß! +...
7. Jetzt ruhst du noch sanft im
weichen Pfühl,
Und träumest im seligen Glück;
Doch träumst du wol, daß ich
deiner denk',
Und denkst du meiner zurück? naiv!

~~A. Klein.~~ Zipper.

+ Und was würde Mamma dazu sagen
Die Schwester? Klein

Frauenbilder aus dem Altertum.

Eine Reihe der herrlichsten und großartigsten Frauengestalten des Altertums sind uns bis heute in Werken der Literatur und bildenden Kunst erhalten. Es sind Erscheinungen, die teils unsere höchste Bewunderung erregen, teils durch ihr ganz eigentümliches, großartiges Schicksal Erstaunen über ihre colossale Größe wachrufen. Die hervorragendsten derselben wollen wir hier in einer Reihe von Gedichten und Aufsätzen vorführen.

I.

Niobe

(freie Übersetzung nach Ovid)

Durch Lydien braust's,+ durch Phrygiens
Land,
Hinträgt die Tat das Gerücht, —
So ward es auch bald Nioben bekannt,
Doch die Stolze verschreckte es nicht:
Und ward auch Arachne^x von

x ein griechisches Mädchen, die sich mit Pallas in einen Wettkampf im Weben einließ, besiegt und in eine Spinne verwandelt wurde.

+ so braust auch in meinem Kopfe

Pallas^x besiegt
Ich biete den himmlischen Trotz —
Und wenn mich der ganze Olymp auch bekriegt,
Meine Söhne sind Ruhm mir und Schutz."
Drum, als man den Kindern Latonas^xx erhöht
den flammenden Opferaltar,
da stört sie des frommen Volkes Gebet,
Und ruft mit fliegendem Haar:
„Was fleht ihr zum Gott, den das Auge nicht
sieht,
Ich bin auch ein sichtbarer Gott,
Von Göttern entsprosst+ und von Göttergemüt,
Eine Welt gehorcht meinem Gebot.
Mit der Saiten Spiel eine Stadt
hat erbaut
Amphion, mein hoher Gemahl —
Im Hause, wohin mein Auge nur schaut,
Sind Schätze sonder Zahl.
Sieben herrliche Söhne die Mutter umstehn,
Berühmt vor andern im Streit,

x Pallas, Athene, Tochter des Zeus, Göttin der Weisheit, Künste und Wissenschaften; auch des Krieges. Schützerin der Stadt Athen.

xx Latona, Mutter des Apollo u. der Diana.

+ Sie war Tochter des Tantalus, des Sohnes des Zeus, der anfangs Günstling der Götter, dann wegen Freveltaten zu ewigem Hunger u. Durst verurteilt war.

Sieben liebliche Töchter zur Mutter aufsehn,
Zu thun, was ihr Auge gebeut.
Zwei Kinder nur gab Latona der Welt,
Auf unstäter Insel^x verbannt,
Und heute wird sie zu den Göttern gezählt,
Die auf Erden kein Obdach nicht fand?
Wie glücklich bin ich, wie reich ohne Maaß,
Weit größer schon als das Geschick,
Nichts schadet mir mehr der göttliche Haß,
Nie fall' ich in Trauer zurück.
Drum ehret nicht länger das ärmliche Weib,
Das nur zwei Kinder gebar,
Entsprossen ist ja diesem göttlichen Leib
Die siebenfach größere Schaar."
So sprechend sie stolz vor den Schranken steht,
Begleitet von fürstlicher Schaar;
Mit finsterer Stirn, doch schweigend geht
Das Volk von Latonas Altar.
Da schwingt die beleidigte Göttin sich auf,
Zu des Lichtgotts strahlenden Tron,
Eilt auch zu der mächtigen Tochter hinauf
Und klagt den erlittenen Hohn. —
Und schnell sind zur Rache die Götter bereit,
Bald stehn sie auf Niobes Haus,
Wo ihnen breitet eine Rennbahn sich weit,
Und Reiter reiten heraus.
Sie ziehen, den Sattel mit Purpur geschmückt,
Mit goldenem Zügel und Zaum,
Es haben die Götter die Reiter erblickt,
Ein Pfeil durchschwirrt den Raum,
Von Niobes Söhnen der älteste wankt,
Der Zügel entgleitet der Hand,
Und eh' er noch Hilfe vom Zweiten erlangt,
Der Tod schon die Stirne umwand.
Von neuem der tödliche Pfeil erklingt,
Den zweiten Bruder er trifft,
Im Nacken den Pfeil, mit dem Tod er noch ringt,
Doch bald besiegt ihn das Gift.
Im Ringkampf zwei andere Söhne vereint,
Sie drängen sich Brust an Brust,
Es leuchten die Körper, wie Sonne scheint,
Ihr Antlitz glühet vor Lust.

^x Apollo und Diana wurden auf der Insel Delos, die man sich unstät im Meere umherschwimmend dachte, geboren.

Register

Da durchbohrt sie beide das Todesgeschoß,
Umschlungen stürzen sie hin;
Die jüngeren Brüder sie weinend umschloß,
Es tödten die Götter auch ihn.
Noch einer der Söhne vom Pfeile fällt,
Der jüngste allein noch lebt,
Und den herrschenden Göttern der Welt
Die Hände er flehend erhebt:
O Götter! ach Götter schont mich!
Vergeblich war sein Gebet.
Der Pfeil ihn traf, das Blut entwich,
Zu den todten Brüdern er geht. — —
Niobe weint ihrer Söhne Geschick,
Fällt hin, sieht die armen im Blut,
Doch, ob auch die Tränen verdunkeln den Blick
Sie erhebt sich in rasender Wut:
„So weide dich nur an unserem Schmerz
Du hast deine Rache genügt,
So sättige nur dein grausames Herz;
Noch hast du nicht gesiegt.
Du hast mir die Hälfte der Kinder geraubt,
Und noch stehst du, Göttin! mir nach!
Vergebens hast du zu tilgen geglaubt
Durch Mord deine ewige Schmach!" —
Doch wehe! nun neu das Morden beginnt,
Und Tochter um Tochter sinkt hin,
Sie wollen entfliehen, doch keine entrinnt
Der Götter rachdürstigem Sinne.
Die Jüngste allein noch übrig ist,
Niobe voll Angst sie deckt:
Die Eine nur laß, gerächt du ja bist!
Auch sie wird zu Boden gestreckt.
Da steht ohne Tränen Niobe allein,
Die Leichen all' um sie her —
Und wie sie so steht, da wird sie zu Stein,
Ein Wind führt sie über das Meer.
Dort steht der Stein noch auf felsiger Höh
Und trotzet der Stürme Wut,
Doch hat man schon oft ihn weinen gesehn,
Und was er weinte, war Blut! +

(Fortsetzung folgt)

Th. Trüge.

+ Weil die auf Wut keinen Reim schnell finden konnten daher lassen die Niobe Blut weinen

Von Erdenblumen.

(Nach V. Hugo)

Kennst du das Lied, das alte Lied:
die Blume, die auf Erden blüht,
Ist herbe stets im Innern?
Einst ging der Herr im Paradiese
Und segnete der Blumen Pracht,
Und hat durch seines Segens Süße
Sie alle alle doppelt schön gemacht.
Da neigten durch des Gitters Lücken
Sich dürre Erdenpflänzchen nur,
Und schauten auf mit Sehnsuchtsblicken,
Und wollten auch gesegnet sein.
Hintrat der Herr, die Stirn er küsst'
den zitternd welken Erdensprossen;
Ein seltsam Glück den Blumen ist
Und auch den Menschen d'raus
entsprossen.
Denn von dem Kuß aus Gottes
Mund
Ward ihre Krone farbenbunt,
Doch bitter blieb die Wurzel.

— Th. Tügne.

Am Friedhofe der Heimat

1. Stille Stätte, abgeschieden,
Ach! wie traurig schön bist du!
In dir weilet ew'ger Frieden,
Rings um weilet Grabesruh!
2. Auf den Hügeln deiner Leichen
Sprosst bunter Blumen Flor,
Über des Erlösers Zeichen
Singen Vöglein Trauerchor.
3. Nirgends sperrt des Todes
Schranken,
Gleichst nur einem stillen Haine;
Möcht' auch mich solch' Hügel decken
Hier mit bei den Lieben mein!

Kann schon nachgeholfen werden

—

Abrahamek

Ludwig Kumerk.

Meine Lieder.

1. Oft schon beglückten
Wonne und Lust,
Süßes Entzücken
Hoch meine Brust.
2. Aber nun klagend,
Trauervoll bang

Klingt mein Leier,
Tönt mein Gesang.

3. Niemals erhebet
Sich mir ein Lied,
Wenn nicht ein tiefer
Schmerz mich durchglüht:

4. Denn wie der weiße, der glänzende Schwan,
Sanglos durchsegelt die flutende Bahn,

5. Aber durchdrungen vom Tode das Herz,
Nur erst im Sange
Verhaucht seinen Schmerz:

6. Also hauch' ich in
Meinen Gesang,
All' was den bösen
Schmerz voll durchdrang.

—— H. Eichmann.

Herbstlich.

Herbstlich ists es, rot und röter
Färben sich der Bäumen Blätter;
Kahl und öde ist die Flur,
Abgestorben die Natur.
Auch in meine Brust zog Trauer
Mit dem ersten Herbstesschauer;
Denn des Herbstes Todtenrot
Brachte meiner Lieb' den Tod.

L. Grünwick.

Lieben und Lieben.

Wer nicht Lieb' vermag zu geben,
Hält sein eigen Selbst nur wert,
Führt ein trostlos, traurig Leben,
Ist des Namens „Mensch" nicht wert.
Wer nicht lieben kann verwerben,
Wenn sein Herz liebglühend schwillt,
Dem ist's besser, still zu sterben,
Daß das Grab die Flammen kühlt.

L. Grünwick.

Die nächste Nr 2 wird am 1. Febr. 1874 ausgegeben.

Die Redaction.

13. Redactions-Exemplar.

53

Neue Charis. No 2.

WIEN den 1. Feber 1874.

13.

Naturgesetze

Wer gibt mir die Jugend wieder
jener Zeit der ersten Jahre?
Könnt' ich jene Freuden wieder,
ach! nur ein mal noch erfahren!
Wo in sanften Lebenswellen
hell sich spiegelt des Himmels Blau,
Wo von ewiger Liebe schwellen
All' die Herzen der Frühlingsau.
An Vaterhand, in Mutterarmen,
Welch' ein Unheil könnt' uns schrecken?
doch vom Traume ohn' Erbarmen
Und die Trauerglocken wecken.
Ach! nach ewigen Weltgesetzen
regelt sich des Schicksals Uhr,
Und da hilft kein Widersetzen,
Eisern herrscht die Natur:
bringt jungen Blumen Festgesänge,
bringt der Jugend Lust u. Schmerzen,
bringt dem Manne Sturmgedränge
bringt den Schmerz der Menschenherzen.

Th. Tugne.

Liebesboten

N. Ch. II 1/II 74

1. Abends, wenn die Sterne gehn
hoch am Himmelszelt,
denk' ich an mein Liebchen schön
draußen in der Welt.
Grüßet mir, ihr lieben Sterne,
's Liebchen in der Ferne!

2. In ihr holdes Angesicht
blicket Sternelein!
Strahlt von meinem sanften Licht
hellen Widerschein!
Grüßet mir, ihr lieben Sterne
's Liebchen in der Ferne!

Eichmann.

L. Crimmek

Die welke Blume

1. Liebchen gab mir mit lächelndem Munde
Scheidend vom Busen ein Blümchen, so schön,
daß ich gedenke der seligen Stunde,
die uns glücklich vereinigt gesehn! –

2. Seh' ich das Blümchen jetzt welk, das mich
Liebliches düftend an schönerer Brust, prangte
als ich, der Glücklichste, glücklich erlangte,
daß meine Qual ab sei u. meine Lust:

3. Zeichen mit Bildern mir bunt durchs Gemüte,
Träumerisch hemmend durchklingt mich das Wort:
Liebe des Mädchens, wie gleichst du der Blüte,
Heute stolz prangend – morgen verdorrt.

~~A. [illegible]~~ [illegible]

Wunsch

O! Könnt' ich werden donnergleich
Und treffen wie der Blitz –
da stehen meinen Riesen gleich
Mit Kraft zum Angriff, dem Blitz.

Und könnt' ich wieder sein so mild
Und weich wie Orpheus' Sang, –
Dann wiche nicht ein Götterbild
[illegible] Herz ist schwermütig krank –
Denn trüge gleich der [illegible] Strahl,
Webt' denn der Sang nicht rührt
doch [illegible] den Himmelsaal
Muß, den ein Weib gebiert.

A. Zigger.

Im Winter

Ich sah viel schöne Rosen
Im Winter stehn,
Mein Herz umfing es milde
Wie Frühling weh umher.
Entzückt schaut' ich die Knospen,
die lieblich blühn,
In holden Purpur röte.
So herrlich glühn.
Da fand ein blaues Veilchen
Zugleich mein Blick:
Das ist nun meine Freude,
Mein All, mein Glück.

H. [illegible]

Wien den 22. XII. 73

Lieber Alberto!

Dank, vielen Dank für dein Schreiben u. dein Anerbieten die Redaktion der Charis zu übernehmen, das ich mit größten Freuden annehme, u. alle neuen Statuten genehmige, die du angenommen zu haben scheinst, angenommen ist. Wir uns also jetzt 3 Redakteure. Nro 1 darfst du nicht böse sein, daß ich schon in die Hand genommen, u. ich glaube, du wir könnten wirklich diese Nro 1 auch erscheinen lassen, in den neuen Wünschen, die das Abschreiben übernommen haben, schon mehr als die Hälfte geschrieben haben u. so ihre Arbeit umsonst wäre; aber schlage ich vor: daß du von Nro 2. an, die am 1. Febr 1874 erscheinen soll die Redaktion übernimmst. du kannst gleich mit der Zusammenstellung beginnen, damit du bisher fertig bist. Ich halte, wie du siehst, schon f. Nro 2 begonnen, u. schicke dir ab, damit zugleich die Form ertriffst, wie ich angefangen habe Freude zu geben.

Was die Zahl der Exemplaren anbetrifft, schlage ich 4 vor: 1 du 2) Wien 3) Anna... 4) möchte ich? vielleicht meine Kreise schicken. Den Zügen schicke ich eine autographierte Abschrift. Ich werde dir raten mit dem Schreiben gleich immer im Anfange des Monates zu beginnen, damit du fertig werden kannst u. den Termin für Beiträge d. 15.t eines jeden Monats zu bestimmen. Auch wünsche ich nicht, daß nach einigen Nro nicht Aufschub einhält u. zuletzt Unterstützungen gegeben werden, die man später nicht erfüllen kann. Die man von d. Ausgabe der Beilage restierenden Gelder werde ich gleich Rechnung ... abschicken. D. Quittungen bedarf es nicht. Schad um Zeit u. Papier.

Was in No 1. erschienen ist, ist
teilweise schon in den früheren
No enthalten, einmal weil ich
nicht genug Beiträge hatte, u. doch
nicht alles was mir nehmen konnte
dann, weil mehrere Leserinnen [illegible]
einen [illegible] gewünscht haben, auch
von den [illegible] No Exem-
plare zu besitzen, weshalb ich dir
denn den Vorschlag mache, das in
d. früheren No enthaltenen u.z. die
besten Verse daraus hier wieder
aufzunehmen; das auch der Grund,
warum ich schrieb Neue Charis No
In No 1. habe ich aus d. alt Charis aufgenommen:
aus I: [illegible]; S. 6: Lied 2; S. 12: 2 Lieder;
aus II: S. 22: Des alten Schlaf; aus III: S. 44: Lied 1.
S. 64: Sterne; aus IV: S. 81 [illegible] u.
S. 86: [illegible]; aus V: S. 102: [illegible]
[illegible]; S. 108: [illegible]; — Ich würde mir
zur Aufnahme noch ausersehen für die folgenden
No: aus No I S. 16: ein Liedchen. aus II:
S. 26: [illegible] S. 27. [illegible]; aus III: [illegible]
[illegible]; S. 43 [illegible]; S. 45 Lieder;

S. 50 Feuilleton; S. 59. [illegible];
S. 63. [illegible]; aus IV: [illegible];
[illegible]; Fortsetzung der Feuilletons.
aus V: Maria; u. Feuilletons.
falls du die genannten Stücke nicht
mehr hättest, würde ich dir die alte
Charis zur Ansicht schicken.
Neue Beiträge nächstens.
Noch eine Mitteilung. Ich habe in No I
d. neuen Charis unter Lieder
I – IX. eingerückt u.: (Fortsetzung
der Lieder folgt) darunter gesetzt,
was ich zu berücksichtigen bitte.
Auch habe ich eine Reihe Aufsätze aufgenommen:
Frauenbilder aus dem
Altertume u. Niobe u. d. [illegible]
[illegible] eingerückt.
Nächstens würde noch ein [illegible]
Aufsatz über dies Thema folgen
dann: über Sappho, Medea, Iphigenie,
Antigone, Electra, Helena
u.z. nicht [illegible] als [illegible]-figuren,
sondern [illegible] als Gestalten u.z.
in einer den Mädchen geeigneter
Weise. Bitte um baldige Nachricht,
u. ob du mit meiner bisher
getroffenen Anstalt zufrieden
bist – Mit herzlichem Gruß

An [illegible] schick ich wahrscheinlich morgen No 1 | Dein [illegible] u. A.

I.

Beilage zur Neuen Charis.

Wien den 15. Jänner 1874.

redig [illegible]

Inhalts-Verzeichnis der I. Beilage.

Zeitschrift für Literatur und Kritik auf dem Gebiete der Kunst u. besonders der Poesie.

I. Beilage
zur „Neuen Charis.“

Beiträge für die Beilage mögen bis 15ten, Kritiken bis längstens 20t. des jeden Monats eingesendet werden.

Erscheint monatlich einmal.

WIEN den 15. Jänner 1874

Redacteur: Gregor Kutschera.

I. Theil: Aufsätze.

1. Goethes Tasso.

Ein Bekenntnis stehe voran: Ich liebe den „Tasso“ Goethes nicht. Ich las ihn gleich das erstemal mit sehr gemischten Gefühlen und habe den damals empfundenen Widerwillen seitdem theoretisch nur mehr und mehr befestigt. Schließlich bezieht sich doch alles, was man außer der Sprachreinheit u. Wohlglätte zu Gunsten dieses Stückes anzuführen pflegt, auf die psychologische Wahrheit und Feinheit der dargestellten Charaktere. Es ist das nun freilich eine von Shakespeare abgeleitete Ansicht, daß der Dichter durch Darlegung seiner Seelenkenntnis wirke, ich werde mich aber, so sehr ich anerkenne, wie dem Dichter zur Erreichung seines Zweckes, nämlich Erweckung der Mitgefühle, ein lebendiges, psychologisches Wissen förderlich sei, nie u. nimmer überzeugen lassen, daß dichterischer Beruf bestehe darin, gewissermaßen die Proben u. Beispiele für psychologische Abhandlungen vorzuführen. Tasso aber ist eine solche Musterkarte psychologischer Bemerkungen. Daß er darum den Gelehrten gefällt, denn er mehr Stoff zu Abhandlungen gegeben, als irgend ein anderes Goethesches Stück, ist weiter kein Wunder; ins große aber u. allgemeine, wie der „Götz“ oder die „Iphigenie“ hat er wol nie gewirkt. Er hat so nicht wirken können, weil seine Charaktere, so fein u. wahr sie gewiss auch sind, nichts erfreuliches für das Mitgefühl haben, weil insbesondere

der Hauptcharakter, Tasso selbst,
es nicht hat. Freilich liegt um ihn,
besonders in der Eröffnungsscene
der Ruhmesduft eines großen Dichters,
ein Ehrenkranz wird seiner Stirne
aufgedrückt u. wenn unsere Einbildungs
kraft sich erhitzt, so sehen wir wol
auch aus den geöffneten Blumenkelchen
des Kranzes jene Gestalten empor-
steigen, die er besungen: geharnischte
Ritter mit entblößten Schwertern,
die den Mantel des Kreuzes tragen,
Frauenbilder, stark u. kriegsgewal-
tig aber zauberisch bestrickend,
Kreuzesfahnen und Halbmond in
brandendem Kampfe u. so Gestal-
tenströme von unendlicher Fülle.
Aber wenn dann immer mehr in
dem Dichter der kranke fiebernde
Mensch hervortritt u. des Gebarens
mit der Kunst eines Hofgeschickten
Anstands, die dann aber doch immer
wie widerwärtige Kunst

bleibt, auseinander gelegt wird, wenn
wir Tasso herumwandeln sehen wie ein
Kind, das nicht weiß, was ihm gut ist,
u. er in den Aufschlüssen und gewaltsamen
Ausbrüchen seiner Stimmungen, in
seiner völligen Unfähigkeit, sich und
die andern zu erkennen, diese Behandlungs-
art, die ihm insbesondere der Herzog
angedeihen läßt, immer mehr zu recht-
fertigen scheint, wenn er endlich im
Streit gegen seinen vollendeten Wi-
dergart nicht bloß äußerlich, sondern
auch innerlich und sittlich unterliegt,
u. mit der Selbsterniedrigung des, durch
so viele Fußtritte immer tiefer gesto-
ßenen das Stück klaffend endigt,
ohne Hoffnung u. ohne Erlösung: dann
ist jener Lorbeerkranz, der von An-
fang schützend über seiner Stirne schweb-
te, längst bleich u. immer bleicher ge-
worden, und zuletzt wol ganz ver-
schwunden, daß man gar nicht mehr ver-
wundert ist, und gar nicht fragt, ob

daß noch der Dichter des „befreiten Jerusalem" sei, denn man hat es unterdes ganz vergessen.

Kann man sich freilich überwinden, von diesem Kern der dichterischen Wirkung abzusehen, so hat man gerade in Tasso unzählige Gelegenheiten, bewundernd zu betrachten, wie eine Meisterhand die Fäden dichterischer Farbenbegriffe schlingt. Gerade die Armut der Handlung, die sich in einem Streite zuspitzt, der als ein bloßer Sturm im Wasserglas, im Grunde gar nicht würdig ist, eines Dichters Geschicke zu entscheiden, hat hier eine Gliederung der Charaktere möglich gemacht, wie sie ausgeprägter höchstens die ja auch sonst so viel verwandte Iphigenie hat. Es ist geradezu die Gliederung eines Tonstückes. Hell und schneidend tönten die Worte Antonios den tiefen, warmen, volltönenden Klängen Tassos entgegen u. in einer Brandung von Dissonanzen-schlagen sie nach kurzem Wechsel gegen einander. Dann kommen lieblich untergeordnete Zwischentöne und flechten sich mit sanftem Gekose zwischen die streitenden Stimmen und verwandeln und verschlingen sie, bis sie endlich nur melodische Maschen eines prangenden Tongewebes geworden sind. Es folgen sich, wenn ein etwas prosaisch anklingender Vergleich erlaubt sein soll, die Personen in der wol abgemessenen Ordnung der Orgelpfeifen: Tasso steht unten, tief und dumpf, ihm zunächst die Prinzessin, dann die 2te Eleonore, der Herzog und endlich Antonio. Es ist der Gegensatz ganzer Weltalter, der hier gegen einander gestellt wird, der Gegensatz des Altertums und mittelalterlicher Romantik, oder wenigstens ein diesem ähnlicher Gegensatz. Mit schöner, allgemeiner, aber

sanfter Liebe freute sich der Hellene
und trug seine Freude in die vom
heitern Sonnenschein durchschimmerten
Säulenstraßen; gewaltsam und
düster dagegen preßt der Christ
des Mittelalters, in das Halbdunkel
der Kirchen zurückgezogen, seine
Empfindungen in den drängenden
Busen zurück, das Freudenfeuer, das
auf dem Altar seines Innern ungestört
lodern sollte, schlägt unnatürlich seine
Flammen in die Tiefe wieder, das
Innere verkohlend, um, wenn die
Schranken nur etwas gelockert
werden, mit der Wildheit und dem
Fanatismus des eben losgeketteten
Sklaven die Welt zu verwüsten.

Fast so steht auch Tasso gegen
Antonio; nur fehlt dem ersteren,
was jenen unzähligen, die in ih-
rem Büßergewande in wühlender
und marternder Selbstbetrachtung
einsame Tage vertrauert haben,
die Stärke gab, ihr Leben zu
ertragen: der Trost, daß eben aus
der innerlichen Verklärung und nur
durch diese der schönere jenseitigere
Glauben wiedergeboren werde;
dem letzteren fehlt freilich auch,
wenn schon nicht die griechische Stir-
ne, so doch der griechische Puls-
schlag.

Soll ich noch bemerken, wie
treffend es ist, wenn Antonio,
schon gewohnt, mit Menschen zu
rechnen, verdrießlich wird, in Tasso
eine Ziffer zu finden, die unberechen-
bar ist, und wenn er endlich un-
geduldig, daß er den wahren Wert
nicht zu bestimmen vermag, ge-
waltsam einen geringen setzt,
und diesen auch gegen den Dichter
selbst behaupten will, wenn er
dann sich einbildet, gerecht geblieben
zu sein, weil er ruhig geblieben
war, und weil er fast gegen den

Zorn gestellt hatte; brauche ich andererseits auf das Bezeichnende in der Klage Tassos aufmerksam zu machen, daß nur gegen ihn alle sich verändern, weil er wie alle Aufschwärmenden und Schwärmer die Welt durch Brillen ansieht und sie dann schilt, daß sie durch Brillen nicht natürlich aussehe. —

Zum Schlusse sei mir noch ein Gleichnis erlaubt, das mir oft die Außenseiten der Stimmungen im „Tasso" veranschaulicht hat. Ich dachte mir einen fürstlichen Garten mit Standbildern, weiß, glänzend, aber marmorkalt; hier müßte Antonio stehen und mit ihm der Herzog. Draußen könnte sich ein Laubwäldchen hinziehen, in ihm aber fände sich ein morsches, zerfallenes Christusbild in der hintersten Waldecke, ein Stümperwerk für den kalten Beschauer, aber ein Gottesbild für den Gläubigen; ein altes gebrechliches Holz, aber von ehrwürdigen Baumschatten umschauert, von leisen, frommen Gebeten umweht, ein Bild, vor dem selbst das Herbstrauschen der spärlich fallenden Blätter laut zu werden sich scheut. Darunter müßte Tasso begraben sein.

Vor dem Bilde aber ruht ein andächtiges Weib, in friedlicher Bewunderung sieht sie durch die mißfarbige Bemalung und die ungelenkte Gestalt hindurch und immer sichtbarer tritt ihr der Gott aus dem Bilde hervor.

Das Weib aber ist —
die Prinzessin.

Th. Bugne.

2. Die antiken Maaße und speciell die Sapphische Strophe im Deutschen

Wie lange hat es gebraucht, bis man darüber im Klaren war, daß beim Bau des deutschen Verses nach dem Accent u. nicht nach der Quantität die Silben beurteilt und verwendet werden müssen. Über dieses Grundprinzip der deutschen Verslehre ist man nun so ziemlich einig, nicht so aber über eine Frage, die mit dem Kampfe zwischen Quantität u. Betonung aufs engste verknüpft ist, über die Frage, ob und in welcher Weise die antiken, quantitierenden Verse der Griechen und Römer in der deutschen Sprache in Gebrauch kommen können. Viel wurde dafür, viel dagegen gesprochen und gestritten, und für beide Ansichten oft gewichtige Momente gebracht; allein eine entgiltige Entscheidung der Frage ist noch nicht erzielt worden.

Ich kann mir nicht anmaßen, diese Entscheidung zu treffen, auch ist es nicht der Zweck dieser kleinen Schrift, eingehend alle Momente zu würdigen, sondern ich möchte nur einige, bei Beschäftigung mit dieser Frage mir auffallenden Punkte, sowie einige Grundsätze, von denen ich glaube, daß man nach ihnen doch manches klarer erfassen könnte, hier mitteilen.

Ich möchte zu diesem Zwecke ~~nach~~ bei der Untersuchung der Frage, ob und in welcher Weise man antike Metren verwenden könne, nach zwei Gesichtspunkten vorgehen: nämlich, wie man sich bei Nachbildung der antiken Formen im deutschen überhaupt, u. dann, wie man sich bei Übersetzung antiker Gedichte in Bezug auf Metrum benehmen solle u. diesen Vorgang an einem Beispiele, der sapphischen Str. erläutern.

Nachdem es wegen des accentuierenden Princips des deutschen Verses einleuchtet, daß man bei Anwendung der antiken Maße im Deutschen nicht auf das quantitativen Element zurückgehen könne, hat man geltend gemacht, man möge überall da, wo im antiken Maße eine Länge steht, im Deutschen eine betonte, wo eine Kürze steht eine unbetonte Silbe setzen. Diese Regel wäre recht schön u gut, wenn sie nur überall durchführbar wäre. Wie oft kommen im antiken Maße 3–4 Längen nebeneinander vor! Im Deutschen kann ich nicht 3–4 hochbetonte Silben nebeneinander setzen, weil, selbst, wenn ich so viele so beschaffene Wörter oder zusammengesetzte Wörter auch zur Verfügung habe, diese, sobald sie in syntaktische Verbindung treten, ihren Ton ändern. Der Deutsche wird sie in solcher Verbindung nicht alle gleich betont aussprechen und zwar aus physiologischen Gründen, wie ich glaube, weil die Sprachorgane zu bequem sind, um 3–4 mal nach einander die Worte gleich stark zu betonen. Ich nehme zB. die Worte: "ich, geh, nach, Haus", dieselben einzeln genommen sind alle hochbetont; spreche ich sie aber als Satz aus, so sage ich: ich géh nách Haús! Ja ich würde selbst 2 Längen, insofern sie nicht durch eine Cäsur getrennt sind, wodurch ein Ruhepunkt entsteht, der den Sprachorganen Erleichterung verschafft, nicht zu setzen wagen; und wie schlagend sich ein solcher Spondäus im Deutschen anhört, um auch das musikalische der Poesie mit einzubeziehen, das ist wohl genugsam bekannt. Dasselbe Verhältniß haben wir bei den Kürzen zu beachten.

Ich möchte die betonten Silben des Verses dem Körpergerüste vergleichen, die minder oder unbetonten aber dem Blute, dessen Circulation erst Leben in den Körper bringt. Aber sie müssen auch in einem richtigen Ebenmaße zu den hochbetonten stehen, weshalb ich zwischen 2 betonten nicht mehr als höchstens zwei unbetonte Silben stehen würde.

Aus dem bisher gesagten ergibt sich unser erster Hauptgrundsatz, daß: selbst, wenn wir die Vollwertung der Quantität durch die Betonung einräumen, nicht alle antiken Maße in der Gestalt, wie sie uns gegeben sind, sich in der deutschen Sprache wiedergeben lassen, sondern gewisse, für das deutsche Sprachgefühl nötige Modifikationen erfordern. —

Diese Modificationen sind besonders gegen die Häufung von allzuviel betonten Silben nebeneinander, die durch die Notwendigkeit solcher Silben ausgebildeten oft bombastischen Ausdrücke, gegen die nach alter Muster im Innern des Verses gebildeten logischen Pausen, sowie auch das nicht vorhandensein solcher Pausen zwischen einzelnen Versfüßen gerichtet.

Platen, der fast dem Grundsatze anhing, daß die antiken Maße im deutschen ohne Modifikation verwendet werden können, hat oft gegen das hier gesagte verstoßen, ja sich Inconsequenzen im Gebrauche einzelner Wörter im Verse zur Erreichung seines Zweckes erlaubt. z.B. (Werke I. S. 236, I v. 3)

Schema: – – ⏑ – – – – ⏑ – –

„Vertrau'n ein Blick, ein Munde Wahrheit"

„ein Blick", wo ein in derselben Beziehung steht wie „im Munde". Im ersten Falle ist es unbetont, im zweiten betont. Lese ich aber den Vers, so werde ich wohl in beiden Fällen unbetont lesen.

Ein anderer Nachteil der ganz auf antiker Grundlage verfaßten Strophen ist der, daß dieselben im Ohr oft ganz die poet. Form verlieren, außerdem durch die eigentümlich notwendige Betonung etwas gekünsteltes, steifes, u. fremdartiges erhalten. Platen tut sehr wol daran, daß er seinen Oden die Schemata zur Bezeichnung für den Leser vordruckt; denn sonst würden wol viele von ihnen mit Ausnahme vielleicht einiger hartköpfigen am Alten starr hangenden Philologen, die davon noch entzückt sind, nicht heraus bekommen, welchen Rhythmus diese Gedichte tragen soll, ja wahrscheinlich, wenn sie es versuchten, sich die Schemen dazu zu bilden, auf ganz andere Formen kommen, als Platen im Auge gehabt hat. Ja würde Jemand den Versuch machen, einige solche Gedichte in Prosaform solchen Personen vorzulegen, die sie nicht kennten, sie würden etwa eine sehr poetische Prosa darin finden, nie aber „in besondere Kunstweise form" gefaßte Verse. Platen gieng jedenfalls, obwol er sonst als Muster von Formvollendung u. s. w. mit Recht aufgestellt wird, in dieser Beziehung zu weit. Als begründendes Beispiel des hier gesagten, führe ich folgendes an: (Platen Werke I. S. 260, XXXIIII.

„Nie sehnt ein willkürübender Herrscher sich nach Dichterweihrauch, dessen er nicht bedarf: Er legt ans Schwert kraftvoll die Faust u. wen er zum Opfer sich wählt u. wem ihr .... Mißfällt, und wer Freiheit zu verkünden wagt, den trifft der Tod, den decken Sibiriens Schneefelder zu, der wird geschmiedet, tief in der Grotte des Felsenverließes ... u. s. f." — wozu folgendes Schema gehört:

⏓ – ∪ – ⏓ – ∪∪ – ∪ –
– – ∪ – ⏓ – ∪∪ – ∪ –
⏓ – ∪ – ⏓ – ∪ – –
– ∪∪ – ∪∪ – ∪ – –

Ist demnach ein antikes Metrum ins Deutsche einzuführen, wird man sich stets fragen müssen: Entspricht dasselbe in Bezug auf Betonung dem deutschen Sprachgefühle u. welche Modificationen müssen in dieser Hinsicht getroffen werden. So müßte man Maß um Maß prüfend betrachten und für jedes Einzelne, die dem deutschen entsprechendste Form zu geben suchen.

Wissen wir z. B. daß sapphische Metrum, daß ursprünglich folgende Gestalt hat:

–́ ◡ – –, –́ ‖ ◡◡ –́ ◡ – ◡̄ 3 mal
oder – ◡ – – –́ ◡ ‖ ◡ – ◡ – ◡̄ 3 mal
–́ ◡◡ – ◡̄

In den älteren Nachbildungen dieser Strophe im vorigen Jahrhundert u. zu Anfang des jetzigen finden wir 3erlei Formen, unter denen sie auftritt:

1) – ◡ – ◡ – ◡◡ – ◡ – ◡ 3 mal
– ◡◡ – ◡

2) – ◡ – ◡◡ – ◡ – ◡ – ◡
– ◡ – ◡◡ – ◡ – ◡ – ◡
– ◡ – ◡◡ – ◡ – ◡ – ◡
– ◡◡ – ◡

3) – ◡◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡
– ◡ – ◡◡ – ◡ – ◡ – ◡
– ◡ – ◡ – ◡◡ – ◡ – ◡
– ◡◡ – ◡

Die erste Form angewendet von Hölty* (An einen Blumengarten) Lenau (Abendbilder 2, 3; In der Nacht; Sehnsucht nach Vergessen) und Platen (Oden III, XII, XVI, XX, XXII u. a.) nähert sich dem ursprünglichen Maße am meisten. Während aber Hölty und Lenau die hier gezeigte Form ganz acceptirt haben, schreibt Platen seinen Gedichten noch die alte mit 3 Längen neben einander vor, wenn er auch oft diese Betonung nicht erreicht. Ein Hauptunterschied von der alten sapphischen Strophe aber wird dadurch erzielt, daß die Cäsur von allen 3 Dichtern weggeschafft ist, wodurch sich der Charakter der Strophe wesentlich ändert u. bei weitem monotoner wird, als er im antiken Maße mit der Cäsur klingt.

* Anm.: Die hier benützten Ausgaben sind: Platen ges. Werke 2 Bd. Stuttgart 1870. Hölty Ged. in Recl. Univ.-bib. N. 439 Salis N. 368, Matthisson N. 180. Lenau Hempel bibl. N. 23 u. 26.

die zweite Form, die ich bei Matthisson (Adelaide; Genuß der Gegenwart; Phantasie u. a.) finde, setzt den durch Wegfall der Cäsur entstandenen Daktylus in den 2t Fuß, wodurch die ersten 3 Verse durch die 3 Endtrochäen noch ruhiger ausklingen als in erster Strophe; besonders für schwermütige Gedichte geeignet:

„Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blütenzweige zittert:
Adelaide!" Matthisson (Ged. S. 35)

Die der 3t Form endlich die Hölty (An ein Johanniswürmchen; Die Geliebte, An die Grille; Die Schiffende ...) Lenau (Abendbilder 1; Am Grabe Höltys) Salis (Abendwehmut) Klopstock (Der Frohsinn) u. Matthisson (Lauras Quellen; Sehnsucht; Die Sterbende u. a.) anwendet, erhält die Strophe durch den Wechsel des Daktylus aus dem 1t in den 2t u. 3t Fuß mehr Beweglichkeit u. Frische. Ich würde diese Form den andern beiden vorziehen:

„Über den Kirschen blickte silbern Luna;
Sanft verglommen die Abendröte Gluten,
Und die Zitterespen am stillen Weiher
Säuselten leise" Salis (Ged. S. 4)

Diese antike Strophenform, dem deutschen Sprachgefühle angepaßt, eignet sich also, wie wir aus den Beispielen entnehmen, ganz gut für die Verwendung im Deutschen mit Ausnahme der Platenschen Form etwa. Besonders für subjektive Gedichte von kleinerem Umfange, die etwas melancholisch angehaucht mit Bildern der Natur durchwebt sind, dürfte sie vortrefflich passen.

Ein Punkt ist noch zu berühren, der es verdient, daß man ihm einige Aufmerksamkeit schenke, nämlich der, ob diese, dem Deutschen angepaßten antiken Metren, mit dem Reim, der offenbar dem antiken Prinzipe entgegen ist, verbunden werden können?

Ich glaube jedenfalls: Ja!

Denn das so ins Deutsche eingeführte antike Maß ist jetzt kein antikes, sondern ein deutsches Maß, nur nach antikem Vorbild gebaut, sonst aber allen Anforderungen des deutschen Verses entsprechend. Mit dem Hexameter möchte ich freilich den Reim nicht verbinden, aber mit Versen, die in Strophen geteilt, ganz dem Charakter des deutschen angemessen sind, kann er immerhin verbunden werden, ja er wird nur noch zur Schönheit der ganz. Form beitragen, den Rhythmus schärfer hervorheben, u. vielleicht auch zu größerer Verwendung dieser Strophenformen für die Dichtung anregen. Darüber, daß er beim Publikum auf gute Aufnahme hoffen darf, ist wol kein Zweifel.

Gottschall hat das Verdienst, zuerst auf diesen Moment hingewiesen zu haben u. theoretisch (Poetik I, 118) u. praktisch in seinen „Neuen Gedichten" ihn durchgeführt zu haben, wenn er auch nicht gerade überall zu der Form den rechten Inhalt gewählt hat.

So hat er auch die sapphische Strophe gereimt, in der 1te Form, aber mit Beibehaltung der Cäsur, wodurch die Str. den alten Charakter mehr gewahrt hat:

„Hier im stillen Tal an des Bergs Halde friedlich rings umkränzt von verschwiegnem Walde, lebt das Schilf im Teich, wenn der Abend düster träumerisch flüstert." — —

Ich komme nun zum 2ten Teile meiner Aufgabe, zu der Frage, wie man sich bei der Übersetzung eines antiken Gedichtes ins Deutsche zu verhalten hat, ob hierfür dieselben Grundsätze gelten, die für die Einführung der antiken Maße überhaupt aufgestellt wurden, oder ob man strenge an der alten Form halten müsse, um den alten Geist zu wahren.

Es ist gewiß, daß eine gute Übersetzung zu liefern, eine der schwierigsten Aufgaben des Schriftstellers ist; eine gute Übersetzung muß inhaltlich und formell den Geist des Originals tragen. Der Übersetzer muß also nicht nur die Sprache des Originals und diejenige, in welche er übersetzt, genau kennen, sondern auch für die Schönheiten, Feinheiten und den eigenthümlichen Charakter derselben ein gefühlvolles Verständnis mitbringen. Er muß also vor allem auf die Wahl der sprachlichen Ausdrücke und ihre syntaktische Verbindung große Sorgfalt verwenden; seine Übersetzung soll nicht allein einem kleinen Kreise von Fachmännern, sie soll, wenn es der Werth des Originals verdient, dem größten Theil der Gebildeten erschlossen werden; er muß also alle Wort=Nachbildungen u. Fügungen, die unserer Sprache nicht [illegible] verstanden werden könnten, vermeiden.

Deshalb würde ich nie Jemandem, der nicht Griechisch gelernt, Vossens Übersetzung empfehlen, oder würde Jemand, der das Nibelungenlied lesen will u. nicht mhd kann, eine Sim-rock'sche prosaische Erzählung rathen.

Deshalb lobe ich Schillers Übersetzung der Bruchstücke des Euripides, seine Bearbeitung griechischer Stoffe, deshalb Goethes in dieser Beziehung geschriebenen Gedichte, vor allem die Iphigenie, sowie in Bezug auf wahres Literat die Leistungen der Romantiker. Also nur ein Geist zu Geist-ersten Ranges, kann es, wie ich glaube, wagen, gediegenen, in jeder Beziehung entsprechende Übersetzung zu liefern.

Nun noch die Form. Auch diese soll den Eindruck des Originals wiedergeben, also der Übersetzer dieselbe womöglich beibehalten. Daß dies nicht immer möglich ist, weil Geist u. Gefühl zweier Sprachen dann oft sehr auseinandergehen, so wird der Übersetzer auch Jenes zu achten haben, was bereits bei Einführung antiker Maße

gesagt wurde.

Ein Übersetzer, der eigensinnig an der Form des Originals hängt, wenn sie dem Sprachgefühle noch so sehr zuwider ist, kommt mir vor, wie jener Prosa-übersetzer, der die Wortfügung seines Originals um jeden Preis in der Übersetzung ausdrücken wollte, mit einem Wort, der eine Interlinearversion liefert. Daneben mißfallen mir die meisten Übersetzungen der Chöre der griechischen Tragiker, oft sogar die sonst ganz vorzüglichen von Donner.

Wenden wir uns wieder der sapphischen Strophe zu. Dieselbe in den liebeglühenden Gedichten der Sappho und der ernst feierlichen, oft aber auch spielend tändelnden, des Horaz verwendet, eignet sich, wie früher gezeigt wurde, zur Nachahmung im Deutschen. Nicht aber möchte ich zu diesen Übersetzungen jene, gewöhnlich übliche Form, mit Weglassung der Cäsur anwenden. Die Cäsur im Deutschen beibehalten, ist gar nicht gegen das deutsche Sprachgefühl, ihre Entfernung aus der besagten Strophe aber ändert wesentlich den Charakter des ganzen Maßstab, der aber gerade bei Übersetzungen, wo dies möglich, gewahrt werden muß. Auch der Reim wäre vielleicht selbst hier ganz am Platze. —

Anders stellt es sich bei den tändelnden Gedichten des Horaz. Hier glaube ich, ist diese Form jedenfalls zu ernst, zu lang. Ich möchte eine Kürzung um einen Fuß, Wechsel von Daktylen u. Jamben, u. Weglassung der Cäsur für die 3 ersten V. vorschlagen:

„Bursche ich hasse Perserglanz
Und den künstlich gewundenen Kranz
Suche doch nicht beim herbstlichen Hauche
Rosen am Strauche!
Lieblich nur möge Myrtengrün
Mir die Schläfe ringsum umblühen,
Freu' ich mich in duftigen Lauben
Köstlicher Trauben! (Horaz od. I, 38)

— ‿‿ — ‿ — ‿ — ‿
— ‿ — ‿‿ — ‿ — ‿
— ‿ — ‿ — ‿‿ — ‿
— ‿‿ — ‿

[illegible]

3. Wie die Römer ihre Todten begruben.

Die älteste Art des römischen Begräbnisses war das, was man nachher das „stille" oder auch „herbe" das „traurige" nannte, eine Begräbnisart, welche zuletzt nur mehr bei Kindern, dann und wann bei Frauen und endlich bei allen armen Leuten Anwendung fand. Zur Nachtzeit wurde der Leichnam aufgehoben, Fackelträger schritten voran, düster u. stumm folgte der Zug zur Grabstätte, wo die Todtengräber harrten. Man senkte den Leichnam in die Erde u. kehrte ebenso schweigend zurück, wie man gekommen war. So schien ein Dunkles, tiefes Geheimnis, dem ähnlich, welches die Todesstunde des Menschen umlagert, auch die Beerdigung jener Zeit zu umgeben.

Bald aber trat ein feierliches, prachtvolles Verfahren ein, zunächst als staatliche Belohnung für hervorragende Verdienste um das Gemeinwesen, dann wenigstens für alle gewesenen Staatsbeamten, später für alle Männer von vornehmer Geburt, zuletzt sogar für Frauen, niemals für Kinder.

Wir wohnen der Bestattung eines Kaisers aus dem julischen Hause bei. Der Leichnam ist gewaschen, aufgebahrt; es wird nun mehr von seinem Gesichte ein Gypsabguß genommen, in diesen Wachs eingegossen und so eine Wachsmaske gewonnen, welche getreu die Züge des Todtenantlitzes wieder gibt. Solche Wachsmasken sind von allen seinen Vorfahren vorhanden, soweit sie öffentliche Ämter bekleidet haben. Rund an den Wänden der weiten, viereckigen Halle, welche die Mitte des römischen Hauses einnimmt, stehen sie, mit einem büstenähnlichen Gypsblock verbunden, in kleinen tempelartigen

Schränkchen eingeschlossen. Unter jedem dieser Larvengehäuse gibt eine Inschrift an, wie oft der betreffende Consulat, Prätur, Censur, Ädilität u. Quästur bekleidet, welche geistliche Würden er inne gehabt, welche Völker unterjocht, wie oft er Triumphe gefeiert, u. welche besondere Ehrenbezeugungen er sonst empfangen habe. Von einem Schränkchen zum andern führen farbige Linien, welche vom Vater auf den Sohn der Enkel u. der Urenkel u. von diesen wieder auf deren Söhne, Enkel u. Enkelkinder hinleiten und so den Stammbaum eines alten und glorreichen Geschlechtes in ganz eigener Weise lebendig machten. Und dieser Stammbaum soll heute noch lebendiger werden. Wenn man in den Ahnensälen der heutigen Adelsschlösser zwischen den vielen uralten Gesichtern und buschigen, drohenden Augenbrauen hinschreitet, überkommt einen wol dann und wann als könne diese gemalte Welt eines Tages lebendig werden und klirrenden Schrittes aus den verblichenen Goldrahmen herabsteigen. Aber es ist doch nur Trug und Einbildung; hier im römischen Hause rüsten sich die Todtengesichter wirklich ihre Larvengehäuse zu verlassen: sie wollen dem letzt verstorbenen ihres Geschlechtes das Geleite geben zur gemeinsamen Ruhestätte.

Eine grosse Schaar von Menschen, bestehend aus den Hörigen u. Freigelassenen des Geschlechts tritt in die Halle. Mit Absicht sind die wolgewachsendsten unter ihnen ausgewählt worden, man hat auch wol Schauspieler gedungen, von denen man eine besonders würdevolle Haltung erwarten konnte.

Die Wachsmasken werden einzeln aus ihren Kästchen genommen u. diesen Freigelassenen u. Schauspielern vor das Gesicht gebunden. Man bringt auch die erforderlichen Kleidungsstücke herbei, in großen Mengen, denn es gilt einige hundert Personen auszurüsten. Diejenigen, welche die Masken des Äneas, des Göttersohnes und Stifters des römischen Stammes, des Iulus, seines Sohnes u. Stammherrn des julischen Geschlechtes, die Masken der albanischen Könige, des Romulus, und der 7 römischen Könige tragen, werden mit der Purpurtoga und dem Goldreif, dem Elfenbeinszepter und dem roten Königsschuh ausgestattet. Hier legt Cäsar, der große Diktator das purpurne, mit Gold gestickte Gewand des Triumphators an, dort bekleiden sich seine Vorfahren mit den Abzeichen eines römischen Oberpriesters oder mit der weißen purpurgestreiften Toga des Consuls oder Prätors oder der Insignien des senatorischen oder Ritterranges. Unterdes ist auch ein zwölfmal so große Zahl von Sklaven versammelt und gekleidet worden; es sind die Haussklaven, aber auch hier werden die Lücken nötigenfalls durch Miethlinge ausgefüllt. Sie tragen die Tracht der Liktoren, jener Schergen, welche zu 12 an der Zahl der römischen Consulen und früher den Königen vorangingen. Wie diese nehmen sie die Rutenbündel mit den darin befestigten Beilen, den Zeichen des Rechtes über Leben u. Tod in die Hand und stellen sich paarweise auf, des Beginnes der Feierlichkeit gewärtig.

Unterdessen durcheilen die Leichenher-
olde die Stadt, mit lauter Stimme ver-
kündigend: daß ein römischer Bürger
gestorben sei, daß man ihn aus dem
Hause trage, daß man sich zur Teilnahme
am Leichenzuge sputen möge.
Nun sammelt sich auch das lebende
Geschlecht, aber nicht wie die todten,
die den neuen Genossen mit Jubel
zu begrüßen scheinen, in Festgewändern,
sondern wie es leidtragenden ziemt,
in Kleidern von glanzlos schwarzer
Farbe, mit wirrem Haar und Bart,
u. selbst die höchsten Beamten ohne Ab-
zeichen ihres Ranges - der Leichen-
zug beginnt sich zu ordnen. Voran
gehen Flöten u. Hornbläser, dann fol-
gen die Klageweiber, mit lauter Stim-
me einen Preisgesang auf den dahin-
geschiedenen singend, die Nänie.
Nun besteigt der Mann, der die Maske
des ältesten Vorfahren des verstor-
benen trägt, König Ancus, den Wagen
des Triumphators, der ihm vorgeführt
wird; festlich geschmückte Renner leiten
das Wagengespann, 12 Liktoren treten
ihm voran, wie im Leben. Ein zweiter
Wagen und weitere 12 Liktoren
werden seinem Sohne zu Teil;
und so je ein Wagen und 12
Liktoren einem jeden der Ah-
nen in chronologischer Ordnung.
Welch' ein Reichtum an stolzen
Namen! Die Sieger der Welt halten
ihren Aufzug. Denn nicht blos
das eine Geschlecht, dem der Todte
unmittelbar angehörte, auch
alle Geschlechter, denen er verwandt
und verschwägert war, nehmen
Teil. Nach den Juliern nahen die
Claudier, Attus Clausus, den
uralten Sabiner, den Stamm-
herrn, wie die Römer sag-
ten, führend das Geschlecht
an der Spitze. Ihm folgen
sie denn alle, jene stolzen

Aristokraten, die sämmtlich den
Namen Appius Claudius tragen u.
deren Stolz als Appiatus sprichwörtlich
geworden, von jenem ersten Appius
Claudius, den die Tribunen verklagten,
und der gerade vor dem Gerichtstag
starb und seinem Sohn, dem
Decemvir, der seinen Frevel gegen
die Virginia durch den Tod im Kerker
büßte bis zu dem blinden Censor,
der das noch heute bestehende Wunder-
werk der appischen Straße durch
die pontinischen Sümpfe nach Capua
aufrichtete und nachher blind und
alt in den Senat sich schleppte,
um den Frieden mit Pyrrhus zu
hintertreiben, bis zu jenem Appius
Claudius Pulcher endlich, der die hl.
Hühner ersäufte ersäufte und dafür
durch die Niederlage bei Drepanum
bestraft wurde, u. der auch dann
noch nicht mürbe, den römischen
Senate zum Hohn, aufgefordert,
einen Diktator zu ernennen, seinen
Schreiber zum Diktator machte. So
ziehn sie einher, einer wie alle,
ein widerhaariges, trotziges, finsteres
Geschlecht, feind des Volkes und feind
der Götter und dennoch berühmt
und geachtet.

Den Claudiern folgen die Domitier,
voran der König der Rotbärte Aheno-
barbi, dann noch andern Geschlechtern,
zahllose Wagen und Namen.

Nicht immer aber ist der Zug der
Toten so vollständig wie heute;
dann und wann zeigen sich Lücken
in der Reihe, dem Fremden
allerdings unbemerkbar, dem
Kundigen aber und hier war das rö-
mische Volk kundig, desto auffälli-
ger. Es sind die in den Bürger-
kriegen und Verschwörungen des
letzten traurigen Jahrhunderts
der Republik gerichteten, welche
fehlen – das Gesetz oder vielmehr

der Haß der augenblicklich herrschenden
Partei verweigert ihnen die Ehre,
unter den andern todten ihres Geschlech-
tes zu erscheinen. Aber indem man
so das Andenken an den Verbrecher
ersticken will, bewirkt man nur,
daß der verpönte Namen in der
Brust der tausende von Zuschauern
desto lebhafter auftaucht, ebenso
wie die venetianischen Nobili, in-
dem sie Bild und Namen des
hochverrätherischen Dogen auskra-
zen ließen, damit nicht verhin-
dern konnten, daß der Name
Marino Falieri auch heute noch
in aller Munde ist. Nicht selten
wurde denn auch der Zug der todten
anstatt mit ehrfurchtsvollem
Schweigen, vielmehr vom Ausbruch
der wildesten politischen Leiden-
schaft begrüßt, so als Cäsar, beim
Leichenbegängnisse seiner Frau zum
erstenmale wieder wagte das Ahnen-

bild des großen Revolutionärs Marius
an seiner gehörigen Stelle vorzufüh-
ren, obwohl damals noch die Partei
Sullas noch am Ruder war. Es war
einer der ersten Schritte, durch welche sich
Cäsar dem Volke als den künftigen
demokratischen Kaiser ankündigte.
Andererseits finden wir allerdings
auch Fälle, wo die Partei vor der
natürlichen Pietät vor dem Tode
wich, so z. B. bei jenem Appius
Claudius, der der Verurtheilung
nur durch seinen freiwillig ein-
getretenen Tod entgangen war.
Sein Sohn, der Decemvir, war
sehr besorgt, man werde seinem
Vater das seinem Range
zukommende Begräbnis ver-
weigern und wandte sich deshalb
um Hilfe an die Consulen
und Tribunen. Als aber der
Tag kam, fand die Feierlich-
keit ohne alle Störung

unter großem Zulaufe des Volkes statt und die Stadt hörte, nach den Worten des Livius, die Lobpreisungen des Todten ebenso bereitwillig an, wie vorher die Anklagen gegen den Lebenden. Freilich hatte die Rücksicht auf den Sohn des Verblichenen, der damals noch für vollkommen galt, bei diesem wankelmüthigen Verhalten einen nicht geringen Antheil.

Dem Trauerzuge der Ahnenbilder folgte in einiger Entfernung die Leiche selbst. Aber was ist das für ein Fastnachtsschwarm, der unter den Klängen einer seltsamen Musik vor dem Sarge einherstolzirt? Und mitten unter ihnen der Mann, den sie alle umdrängen, und mit dem sie Witzworte wechseln, denen von Zeit zu Zeit ein schallendes Gelächter folgt, ist das nicht der Todte selbst, den wir soeben noch drinnen im Hause aufgebahrt sahen? Sind das nicht seine Züge, nur ohne den stillen Ernst des Todes, der drinnen auf dem Gesichte ruhte? Ist das nicht seine Gestalt, und in allen Verhältnissen karikirter, wenn auch immer noch kenntlich! Und es ist in der That so.

Wie dem triumphirenden Sieger ein Mann voranzog, der ihn in allen seinen Bewegungen nachäffte, zum Ergötzen des versammelten Volkes und wie sogar den Soldaten, die vor dem Triumphwagen marschirten, ~~bei Mannes~~ diese Freiheit gestattet war, Spottlieder auf ihren Anführer zu singen, mit dem zusammen sie eben der höchsten militärischen Ehre theilhaftig wurden, so hielt es der Römer auch mit der Weihe eines Begräbnisses

nicht unerträglich, die Schwächen des Verblichenen, der ja in seinem Leichenzuge auch eine Art von Triumph, den letzten der Triumphe feierte, durch eine eigens hiezu gemiethete Persönlichkeit lächerlich machen zu lassen. Der Brauch hat etwas von der Art, wie der Narr im König Lear und überhaupt in den Shakespeareschen Stücken die schmerzlichsten Vernichtungen durch die gemeinsten Possen unterbricht.
Und man glaube ja nicht, daß man dabei ein Blatt vor den Mund nahm. Als der als Knauser bekannte Kaiser Vespasian zu Grabe getragen wurde, fragte der Komödiant, der seine Rolle spielte, wie viel das Begräbnis koste? Zwei tausend Sestertien antwortete man ihm. Gebt mir lieber die 1000 Sestertien, sagte jener, denn könnt ihr mich (d.i. meinen Leichnam) meinetwegen in die Tiber werfen. Dies geschah, obwohl der Sohn Vespasians Titus, der neue Kaiser, unmittelbar hinter der Leiche als erster Leidtragender einherschritt.

Die Leiche selbst war gewöhnlich durch Stützen, möglichst in der Haltung eines Lebenden befestigt. War dies nicht gut thunlich, so verschloß man die Leiche in der Art wie wir, in einen Sarg, und begnügte sich, obenauf ein Wachsfigur zu stellen, die derselben möglichst ähnlich gemacht war. Dem Trauerwagen folgten die Verwandten und Angehörigen, wie schon bemerkt in Trauerkleidern.
Die Wehklage derselben war, wie nun stets bei den südlichen Völkern laut u. ungestüm;

schon die XII tafel gesetze verboten den Frauen das Zerreißen der Gewänder, das Zerschlagen der Brüste, das Zerkratzen der Wangen. Auch pflegte man Blumen und Kränze auf den Leichenwagen zu werfen. – Endlich ist der Zug auf dem römischen Marktplatze, dem Forum, seinem nächsten Ziele angekommen. Eine große Volksmenge harrt hier bereits, teils auf dem Forum selbst, teils auf den Stufen und unter den Säulen der dasselbe umschließenden Tempel. Selbst die Dächer werden von den Schaulustigen besetzt. Die Leichendiener haben einen großen Halbkreis, zunächst der Rednerbühne frei gemacht. In demselben sind einige 100 Elfenbeinsessel aufgestellt. Sie sind für die Ahnenbilder bestimmt, die nun von ihren Wagen herabsteigen, und in feierlichem Zuge zu ihren Sitzen sich begeben, auf denen sie sich in chronologischer Ordnung, wie sie gekommen, niederlassen. Der Leichnam wird mitten zwischen ihnen aufgestellt. Der nächste Anverwandte des Verstorbenen, statt dessen zuweilen, in älterer Zeit immer, der höchste Staatsbeamte, der Consul, besteigt die Rednerbühne, dieselbe mit den Schiffsschnäbeln der Antiaten geschmückte Rednerbühne, von der auch der Verstorbene so manchmal zum Volke gesprochen hat. Nun wird von hier aus eine Übersicht seines Lebens und Wirkens gegeben, mehr Lob als Tadel, wie es in der Natur der Sache liegt, und wie es auch der römische Name: „laudatio" Lob und Ehrenrede schon ausdrückt.

diesem Rückblick wird erhöhten Glanz gegeben durch eine Darlegung über den Ruhm des Geschlechtes. Die Anwesenheit der Ahnenbilder ist zugleich eine Erläuterung der Worte des Redners und ein Sporn der Phantasie desselben. Welch' großen Eindruck dieses alles machte, sieht man recht deutlich an den entzückten schwungvollen Worten des Polybius, dem wir alle diese Schilderungen verdanken: „Es gibt kein schöneres, kein lustvolleres Schauspiel für den ruhmliebenden, den edelsinnigen Jüngling", ruft er aus. „Die Bilder der durch ihre Tüchtigkeit berühmten Männer zu sehen, alle zugleich, so wie sie gelebt und gewirkt haben, wen sollte das nicht ergreifen?" Aber auch die Leichenrede verlief nicht immer in ernst würdiger Hoheit, wie sie uns bei Polybius entgegentritt. Auch hier mischte sich die politische Rachsucht ein. Wer weiß nicht, wie sich nach der Leichenrede, die Antonius dem Caesar hielt, der Brand des 3t Bürgerkriegs entzündete, wie die zur Wut aufgestachelten Bürger den leicht durchstochenen, blutbefleckten Toga hinweg unmittelbar zur Niedermetzelung der Häuser seiner Mörder eilten, wie sie sogar einen armen Dichter nur deshalb erschlugen, weil er das Unglück hatte Cinna zu heißen!

Von dem Forum ging der Zug nach dem Thor hinaus, wo rechts und links von den Straßen die reichen Römer ihre Grabstätten hatten. Einen Friedhof in unserem Sinne gab es nicht. Ursprünglich haben die Römer ihre Leichen beerdigt wie wir, u. bei manchen Ge-

schlechten hat sich das bis in die spätesten
Zeit erhalten. Von den Corneliern
war Sulla der erste, der sich verbrennen
ließ, weil er seinen Leichnam nicht
der Rache des Volkes aussetzen wollte.
Das Grab der Cornelii Scipiones an
der appischen Straße, das in neuerer
Zeit wieder aufgefunden wurde,
zeigt keinen Aschenkrug, durch-
aus nur lange geräumige Sar-
kophage, wie sie auch bei uns üb-
lich sind, von dem ältesten, dem
bärtigen, Cornelius Scipio barbatus,
bis zum Aussterben des Geschlechtes,
und dann beginnen die Särge
der Cornelii Lentuli; auf jedem
ist der Name mit roten Buch-
staben aufgemalt.

Bei der in der Kaiserzeit
üblichen Verbrennung wurde ein
überaus hoher Scheiterhaufen
errichtet und obenauf, möglichst
in der Haltung eines Schlafenden
und in vollem kriegerischen Gewande
der Leichnam gelegt. Die nächsten
Verwandten traten herzu und
mit abgewandtem Gesicht zün-
deten sie an. Bei den Kaisern,
welche vergöttert werden sollten,
band man wol auch einen Adler
an einer dünnen Schnur im
innern des Holzes an, der von
den Flammen geängstigt,
dann aufflog, das auch von dem
Feuer versengte Band zer-
riß und nun frei u. stolz
den Blicken der Menschen
entschwebte. Der Adler galt
für die Seele des Kaisers, der
sich zu den Göttern empor-
schwinge.

Interessant ist es, daß die Römer
auch schon Gesellschaften kann-
ten, welche wie unsere entre
prise des pompes funebres
die Veranstaltung von

Leichenbegängnissen in Prosa übernehmen. Wenn man dies und den Umstand erwägt, daß selbst solche Kleinigkeiten wie die Schieberbretter an den Auslagefenstern unserer Kaufleute auch schon in Pompeji aufgefunden wurden, so möchte man fast dem Spruche beipflichten: „Nihil novi sub sole" – alles schon einmal dagewesen! —

Th. Tupec.

II. Kritischer Theil.

1. Allgemeine Kritik der „neuen Charis" N. I.

Im Namen der Aesthetik!

Die in der Zeitschrift „Neue Charis" N. 1 erschienenen Gedichte haben sich theils des bei Goethe: Sprüche in Prosa, Maximen u. Reflexionen" 2. Abth. N. 54 × theils des bei Cicero: Tuscul. lib I, 3, 6; bezeichneten Vergehens schuldig gemacht.

Die erste Stelle lautet nämlich:
„Es werden jetzt Produktionen möglich, die Null sind ohne schlecht zu sein: Null, weil sie keinen Gehalt haben: nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster den Verfassern vorschwebt."

Hingegen haben sich durch Mangel an Wahrheit des Gedankens vergangen: Lied I–IV und VI, VIII, IX; die Gedichte: Der See; das alte Schloß; dichten; Funken I; am Friedhof der Heimat; meine Lieder; Herbstlich; Leiden und Lieben. Durch Mangel an neuen Bildern außerdem die Gedichte: Gruß an Menschen; die Ruine; Niobe; von Erdenblumen. Durch Entlehnung von ganzen Sätzen: Lied IV, dessen 2te Strophe aus Goethes „Heidenröslein": Es war so jung, so morgenschön, er lief es gleich es nah zu sehn – (? Redakt.) Goethes „Fischer": Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm, da war's um ihn geschehn – (?) dem Liede „O Röslein jung": O Röslein jung o Röslein schön,

× nach Hempels Ausg. N. 119

Ach hätt' ich nimmer dich gesehn! und Vergnet „Blümchen Wunderhold" zu„ sammengesetzt ist; ferner das Ged.: „Die See" das mit den Worten von Schillers „Hero u. Leander": daß ich dort die alten grauen Schlösser sich entgegengesehen" anhebt. —

Die zweite Stelle lautet: „Mandare quemquam literis cogitationes suas, qui eas nec disponere, nec illustrare possit, nec delectatione aliqua allicere lectorem, hominis est intemperanter abutentis et otio et literis."

Hingegen haben sich vergangen durch Dunkelheit und Bildarmuth des Ausdrucks: Lied VIII (die ersten 4 Zeilen) das Ged.: „Großmütterchen" u. „Lieben und Leiden". Es haben sich ferner vergangen durch Anwendung häßlicher Bilder und Vorstellungen: „Fratzen II." durch Anwendung unreiner Reime u. falsche Verbannungen alle in der betreffenden Nummer enthaltenen Gedichte. Nur teilweise ausgenommen sind:

Lied V (Mangelhaft: müssen statt - o) (Kind kannt) Lied VII ist fehlerfrei. Das Gedicht „Die See" „Die Ruine" (Mangelhaft ist Stiller) „Meine Lieder" (sich mir nur Lied; also sucht ich — verhöhnt seinen Schmerz — hat man sonst nicht verstandenen Vorschlag).

Außerdem werden schuldig befunden, sich gegen die deutsche Sprachlehre vergangen zu haben: Lied I; weil daselbst durch ein bloßes „sie" das Subjekt „Tage" wieder aufgenommen wird, obwol im Satze zuvor ein ganz anderes Subjekt steht.

Lied IV: weil man „auf dem Moose" oder „im Moose" nicht aber „an dem" Moose sagt. ferner „Meine Lieder", weil auch dem Dichter nicht erlaubt ist, zu sagen „all was" statt „alles was".

Es werden daher die oben genannten Gedichte mit Ausnahme von Lied V und VII

und unschönen (nicht mir unbekannten,
irgend eines abwesenden Dichters ein-
Eigenthümlichkeiten erhabt, auch das
Gedichtes: „die Krönung" zu dem Ver-
lüsten der Unsterblichkeit, zur
Einschleifung in den Schulkasten
auf unbestimmte Zeit und zum
Ersatze der Gerichtskosten
verurtheilt!

Die Oberstaatsanwaltschaft der „Neuen Charis"-Beilage.

Die hier ausgesprochenen An-
sichten sind trotz der scherzhaften
Einkleidung ziemlich ernst gemeint.
Ich weiß aus eigener Erfahrung,
wie gern man sich im Eifer, das auch
einmal etwas Gemeintes aus Licht
zu bringen, eine kleine Sprachwid-
rigkeit, einen falschen Reim und
dergleichen nachsieht – Schiller und
Goethe haben ja auch so gethan, trös-
tet man sich – aber quod
licet Jovi – non licet einem
angehenden Dichter. Wie sehr man
Unrecht hat, das wurde mir zu
meinem Schaudern klar, als ich sah,
welch' eine barbarische Masse von ver-
renkten Sätzen u. holprigen Versen
in den Gedichten der „Neuen Charis" auf-
gespeichert ist. Es sind ja etliche darin,
welche das Versmaß nicht bloß ein-
mal, u. für einen einzigen Vers,
(so besonders Lied I u. II) sondern fast
Strophe für Strophe wechseln:

Lied II: –◡◡–◡ | ◡–◡◡– | ◡–◡––◡ | ◡–◡◡–
Str. 2: ◡–◡–◡–◡ | ◡––◡– | ◡–◡–◡–◡ | ◡–◡◡–
Str. 3: ◡––◡◡–◡–◡ | ◡–◡–◡– | ◡–◡–◡–◡–◡ | ◡–◡–◡

Ebenso Lied I, theilweise „Funken" u. a.

Aber auch ich muß in dieser Erkennt-
nis gar sehr an meine Brust schlagen,
und muß gestehen, daß die 2 ersten
Verse jeder Strophe des Gedichtes:
„Frost mittheilen" in Absicht auf Vers-
maß die lautere Prosa sind
und daß die 2 letzten Verse jeder Stro-
phe nun insofern hiermit

harmonieren, als sie einen Wohlfall
besitzen, wie wenn jemand eine Lie-
der herabzuzählen. Daß die Übersetzung
„Niobe" durch solche verrenkte u. verzerrte
Verse nicht entspricht, ~~ist~~ (man
braucht nur das Hochzeitslied von
Goethe, welches dasselbe Versmaß hat
daneben zu halten, um die Gerechtig-
keit dieses Urteils einzusehen) daß
endlich auch die „Heideblumen" dadurch un-
schön werden, daß die 3 ersten Verse mit
den folgenden in gar keiner Verbin-
dung stehen, ist klar. Betreffs dieses
Gedichtes muß ich erwähnen, daß
die Bezeichnung „nach V. Hugo"
nur durch ein Versehen vor das Gedicht
geraten sein kann. Obwol V. Hugo
neben vielen schönen auch viele un-
schöne Gedichte hat, so würde er
gegen die Zueignung eines meiner
schlechtesten Gedichtes dennoch protestieren
müssen, ja gerade deswegen protestieren,
wenn ich das Ding heute in die Charis
einsenden sollte — wenn ich es über-
haupt noch täte, so würde ich es lieber
so gefaßt haben:

„1. Die Heideblumen alle Dornen tragen,
2 So tönt ein altes, altes trübes Lied.
3. Wolan! ich will davon den Grund dir sagen:
4 Der liebe Gott im Paradiese
5 Gieng sinnend durch der Blumen Pracht,
. . . .
17 Da ward die Krone farbenbreit,
18 Doch häßlich bleibt es unten."

Es wäre so wenigstens der un-
passende Versfuß „und segnete"
vermieden; ebenso das „nicht gieng",
das auch keinen Jambus giebt.
Endlich paßt das „ein immer Herz" wol
auf Freuden, durchaus nicht auf Blumen,
die hier ~~[illegible]~~ das Bild der Freuden sind.
Ebenso schlecht ist ist der Wechsel des tempus:
„gieng" u. „hat gemacht".

Unsere Zeit zeigt uns deutlich,
was ein Dichter heute unter allen Um-
ständen leisten muß.

Die Technik des Dichtens ist in unglaublich hohem Maße Gemeingut. Kein Gebildeter, der nicht zur Not ein Verslein schmiedete, und da sollte noch dichterischer Ruhm zu gewinnen sein, ohne die vollkommenste Beherrschung aller und jeder äußerlichen Schwierigkeiten? Also ein recht wachsames Auge auf Versmaß u. Satzbau!

Das zweite ist das Abstehen von jeder, namentlich ferner unwissentlichen Entlehnung aus fremden Dichtwerken. Nichts ist geeigneter, über den Wert des eigenen Erzeugnisses zu täuschen, als eine solche fortdauernde, nicht recht zum Bewußtsein kommende Anlehnung an fremde Muster. Die Erinnerung an die schönen und großen Vorstellungen, die in dem Urwerke mit den Versen verbunden waren, wirkt selbst auf den fern stehenden Leser, unbewußt natürlich auf den Pseudo-verfasser selbst angenehm, und der letztere schreibt dann diese Befriedigung nur allzu gern seinem eigenen Verdienste zu. Das große Publikum aber wird derlei Erzeugnissen allzeit und mit Recht mit Widerwillen begegnen. Es würde daher namentlich auch solche Gedanken u. Schilderungen nicht anzuraten sein, die schon von vielen behandelt, die Gefahr einer solchen, unwillkürlichen Anlehnung besonders nahe legen. Gleichviel sind es fast märchenartige Stoffe, denen sich die Jüngsten der Dichterschüler zuwendet:

Welcher Dichter hätte nicht schon über Blumen und Sterne, Ruinen und Jahreszeiten geschrieben!?

Th. Tupec.

2. Niobe.

(freie Übersetzung nach Ovid v. Th. Zügre)

Ich habe bereits in meinem Aufsatze „über antike Muster in deutscher" Gelegenheit gefunden, mich über die Art und Weise, wie man bei Übersetzungen vorzugehen habe, auszusprechen und zugleich auf die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens hinzuweisen.

„Nach Inhalt und Form" müsse die Übersetzung dem Originale entsprechen, habe ich dort besonders betont. Inhalt und Form stehen im engsten Zusammenhange. Oft opfert der Übersetzer der Form zu liebe etwas von seinem Inhalte, oft aber auch wird der Form Zwang angetan, um gewisse, zuweilen gerade nicht hervorragende Stellen, die aber dem Verfasser besonders zusagen, nicht ausgeben zu müssen, wodurch andererseits Stellen wegfallen, die ihm unwesentlich scheinen.

Dieses von den meisten „freien" Übersetzungen geltende Urteil findet auch auf die vorliegende, dem VI. lib. Metam. v. 146–312, entnommenen Stoff Anwendung.

Besonders Auslassungen wesentlicher Stellen sind häufig. Ich nenne nur einige: v. 152–157 hebt Ovid besonders den Stolz der Niobe auf ihre zahlreiche Nachkommenschaft hervor, der Hauptgrund der ganzen Katastrophe liegt darin. Der Verfasser d. Übersetzung hat ihn in den Vers: „meine Söhne sind Stützen mir u. Schutz" zusammengedrängt.

Ebenso halte ich die Zusammenziehung von v. 158–169, abgesehen davon, daß diese Verse Gelegenheit geboten hätten, ein schönes Bild von antiker Götterverehrung darzustellen, für unberechtigt, indem die prachtvolle Schilderung, wie die stolze, erzürnte Niobe unter

das in Andacht versunkene Volk
tritt, durch die sonst die große Schuld
des hochmütigen Weibes beleuchtet wird,
ganz verschwindet in d. Versen:
„Drum als nun den Kindern Latonas erhöht
der flammenden Opferaltar,
Stört sie des frommen Volkes Gebet –"
Ebenso hätte v. 172–176, wo die göttliche Ab-
stammung der Niobe, v. 206–213, wo der
hohe Rang der Latona unter den Göttern
auseinander gesetzt wird, endlich die Beschrei-
bung des Todes der 7 Söhne im Verhältnisse
zum Originale breiter gehalten werden
sollen. Besonders bei der Gestalt der Niobe
u. Latona, der beiden Rivalinnen, war
dies notwendig, alle Momente
anzuführen, weil wir nur dann
ermessen können, wieso ja
ganz natürlich kam, daß Niobe zum
Schluss so hochfahrend wurde,
andererseits sie wegen der unerhörten
Beleidigung diese Strafe treffen
mußte u. wir dann erst das hoch-
tragische Element, das in dieser Er-
zählung liegt, ganz erfassen.
Einen Vergleich zwischen der Diktion des
Dichters u. des Übersetzers zu ziehen, hieße
Unrecht tun; weiß doch jeder, der die
„Alten" kennt, wie sehr wir in Bezug
auf Sprache ihnen gegenüber im Nach-
teil stehen müssen.

Für den Hexameter des Originals
hat der Übersetzer den 4füßigen jam-
bischen angewählt. Vers mit männlichen
Reimen gewählt und ich glaube, abgesehen
von den Mängeln die jeder Vers ent-
hält, nicht glücklich.

Dieser Vers ist, um mit dem
großartigen Bilde, das uns hier vor
Augen geführt wird, mit dem fur-
chtbaren Jammer, den gewaltigen,
und im tiefsten erschütternden
Ereignisse im Einklang zu
stehen, meiner Ansicht nach
viel zu einfach.

Die Ottave rime, sie behandelt,

oder, den der mit der strophischen Gliederung verbundenen Schwierigkeit der Bearbeitung des nicht im gleichen Ebenmaße vorhandenen Stoffes vorzubeugen, unser dramatischer fünffüßiger Iambus, der schon erprobtermaßen in Drama u. Epos zu ähnlichen Schilderungen sich trefflich verwenden läßt, ich erinnere nur an Goethe, Schiller u. Grillparzer, besonders aber an Hamerlings epische Dichtung „Ahasver", wo uns die glanzvollsten Szenen und Bilder in diesem Maaße vorgeführt werden, wäre hier am Platze.

Zuletzt erwähne ich noch die Abweichung am Schluße des Gedichtes vom Originale, wo der Übersetzer die versteinerte Niobe Blut weinen läßt — ein ganz guter Gedanke.

G. Kutschera.

Wien den 10. I. 74.

III.

Nachrichten von der Charis.

1. Inhaltsverzeichnis der in No 1 der „Neuen Charis" erschienenen Gedichte u. Aufsätze.

Zum Gruss – v. Albert Zipper.

Lieder: I u. II. v. Anna Kolasiewicz.
III. v. A. Zipper. IV. v. G. Kutschera.
V, VI u. VII v. Dems. VIII v. A. Zipper
IX. v. G. Kutschera.

Der See. das alte Schloss v. Gregor Kutschera.

Grossmütterchen v. Th. Tupec.

Die Ruine v. G. Kutschera.

Dichten – v. Dems. Funken v. A. Zipper.

Frauenbilder aus dem Altertume:
I. Niobe v. Theodor Tupec.

Von Erdenblumen – v. Th. Tupec.

Auf dem Friedhofe der Heimat. v. Meine Lieder. Herbstlich. Lieben um Lieben – v. G. Kutschera.

Wien den I. Jänner 1874.

Die Redaction der „N. Ch."
G. Kutschera, Redakt.

2.
Statuten der Charis.

§1. Der Zweck der Herausgabe der Zeitschrift „Charis" ist, durch Publizierung eigener poetischer u. prosaischer Aufsätze den Mitgliedern dieser Vereinigung einerseits ästhetisches Vergnügen zu gewähren, den Sinn für Poesie u. Kunst anzuregen und zu fördern, andererseits durch gegenseitigen Meinungsaustausch auf Vorzüge und Fehler der eigenen Produktionen aufmerksam zu werden, um den richtigen Weg einzuschlagen. Insbesondere soll die literarische Thätigkeit angeregt werden und das Streben nach gesunden Ansichten in Bezug auf Kunst u. Literatur, sowie Erreichung einer formalen und inhaltlichen Vollendung der literarischen Produkte ein Hauptziel der wirklichen Mitglieder sein.

§2. Diese Zwecke sollen erreicht werden: 1) durch Herausgabe der Zeitschrift „Neue Charis", die am ersten jedes Monats in der Stärke von wenigstens einem Bogen erscheint. Stärkere Exemplare können von dem Redakteur derselben nach Maßgabe der literarischen Beiträge ausgegeben werden. 2) durch Herausgabe der „Beilage zur Neuen Charis" die sowol selbständige Artikel über Kunst und Literatur, als auch kritische Besprechungen der in der „Neuen Charis" u. „Beilage" erschienenen Arbeiten, endlich gegenseitigen Meinungsaustausch und Mittheilungen aus dem eigenen Kreise enthält. Dieselbe erscheint gesondert von der „Charis" ebenfalls in der Stärke von wenigstens einem Bogen in, von dem Redakteur derselben zu bestimmenden Zeiträumen. Jede dieser 2 Zeitschriften werden von einem besonderen Redakteur redigirt;

die Redakteure haben über die hier im allgemeinen leitenden Grundsätze der Z. [illegible] den Mitgliedern ein Programm in der „Beilage" vorzulegen.

§3. Die Mitglieder bestehen aus: Ehrenmitgliedern und wirklichen Mitgliedern. Die Ehrenmitglieder auf Vorschlag eines wirklichen Mitgliedes aufgenommen, beziehen, insofern es mit den Mitteln vereinbar ist, je ein Exemplar der „Neuen Charis" oder wenigstens die an einem Orte befindlichen eines zur gemeinschaftlichen Benützung ohne Entgelt; sie haben auch Anspruch auf Publikation von Arbeiten in d. „N. Ch." wenn der Redakteur dieselben selbst hiefür geeignet erkennt.

Die wirklichen Mitglieder, die monatlich zu wenigstens einem literarischen Beitrage verpflichtet sind, tragen auch die Kosten des Unternehmens durch Einzahlung von einem monatlichen, von der Majorität derselben zu bestimmenden Geldbetrage. Sie haben das Recht der Wahl von Ehrenmitgliedern, sowie neuen wirklichen Mitgliedern, welch' letztere auf Vorschlag eines wirklichen Mitgliedes, das die Gesinnung und Fähigkeiten des neu aufzunehmenden genügend kennen muß, mit Stimmeneinheit aufgenommen werden.

§4. Die Leitung der Angelegenheiten der Charis obliegt dem von der Majorität der wirklichen Mitglieder gewählten „Vorstande", der aus den beiden Redacteuren und dem Cassier besteht.

Der Redacteur der „Neuen Charis" der zugleich „Grossmeister" der Verbindung ist und bei unentschiedenen Abstimmungen die Entscheidungsstimme hat, besorgt die Führung des Redaktionsbuches, d. i. der Geschichte

der Charis, die Zusammenstellung und Anfertigung der Exemplare der "Neuen Charis" sowie die Versendung derselben an alle Mitglieder. Der Redacteur der "Beilage", sein Vertreter in Verhinderungsfällen, hat dieselben Verpflichtungen bezüglich der Herausgabe der Beilage.

Dem Cassier obliegt die Verwaltung des Vereinsvermögens, über dessen Stand er am Schluße jedes Quartales in der "Beilage" Bericht erstattet.

Der Vorstand ist auf die Dauer eines Jahres gewählt.

§. 5. Alle die Charis betreffenden Angelegenheiten, insbesondere Statutenänderungen, werden von der Majorität der wirklichen Mitglieder entschieden.

Lemberg - Wien - Prag im Dezemb. 1873.

Apollinar Ujejski m. p. Albert Zipper m. p.
Theodor Tupec m. p. Gregor Kutschera m. p.

Wirkliche Mitglieder.

3.

Verzeichniss sämmtlicher Mitglieder der Charis.

Wirkliche Mitglieder:

Kutschera Gregor, stud. phil. in Wien IV. Hptstr. N. 60.

Tupec Theodor, stud. phil. in Prag III. Johannesbergl 325.

Ujejski Apollinar, jurist, in Lemberg, Copernicusgasse 22.

Zipper Albert, stud. phil. in Lemberg, Stadt, Armenierg. 25.

Ehrenmitglieder:

frl. Döbler Maria in Wien IV Hptstr. 60.
" Kardasch Anna in Kestran.
" Kolasiewicz Anna in Wien IV Hptstr. 60.
" Kutschera Maria in " "
" Schnaidtinger Luise in Krumau böhmen
" Zipper Amalia in Lemberg.

Lemberg - Wien im Jänner 1874.

Der Vorstand der Charis:

G. Kutschera Rdk. d. Blg. A. Zipper m. p. Rdk. d. Ch.
A. Ujejski m. p. Cass.

4.

Programm der "Charis".

Ein schöner und guter Gedanke war es, welcher im November 1872 die Zeitschrift "Charis" ins Leben gerufen hat. "Herz u. Geist" einiger jungen, für das Schöne empfänglichen Mädchen sollten durch den originellen Versuch erfreut und gefördert werden; u. diesen auf einen kleinen Kreis beschränkten, aber gewiß nicht unwürdigen Ziele, sollte Sporn und lebender Antrieb der jungen Mitarbeiterinnen erwachsen. Manches erfreuliche war an Autoren und Leserinnen zu Tage getreten und fünfmal hatte die "Charis" den Redaktionstisch verlassen, als mannigfache Störungen eine Weiterführung derselben hintanhielten. In dieser Prüfungszeit erlebte das Unternehmen einen kleinen Zuwachs: sowol Werktätigen als Leserinnen war eine unheimliche Lücke recht fühlbar geworden.

Mehr als drei Viertel des Jahres waren geschwunden, vielfach hatten sich Verhältnisse und Stellung der Mitarbeiter geändert, das erwartete Ereignis warf seine Schatten voraus. Mit dem Beginne eines neuen Jahres war das Werk wieder flüssig und mit den guten, alten Gedanken erstand die "Neue Charis" — wie alle hoffen und wünschen zu längstem, glücklichstem Leben! —

"Charis" ist nun, nach Maßgabe des Reichtums an Aufsätzen und Kasse, monatlich (u. z. am 1.) oder halbmonatlich (am 1. u. 15.) in der Stärke von wenigstens einem Bogen in Lemberg in deutscher Sprache erscheinende, den schönen

Wissenschaften gewidmete de-
nen Zeitschrift.

Sie enthält Originalarbeiten (wobei erste oder neue Übersetzungen und freie Bearbeitungen mitzurechnen sind) in gebundener u. ungebundener Rede, letztere aus jedem Wissenskreise, jedoch mit Ausschluss wissenschaftlicher Abhandlungen im engeren Sinne.

Die Redaktion befindet sich in Lemberg. Sie hat über Zulassung eingesendeter Aufsätze zu entscheiden, wegen allfälliger bedeutender Änderungen setzt sie sich mit den Verfassern ins Einverständnis. Ihr liegt die Obsorge für Herstellung und Absendung der einzelnen Exemplare ob.

Die Beiträge, deren Originale im allgemeinen bei der Redaktion verbleiben, werden von derselben jederzeit entgegengenommen. Wenn jedoch einem Einsender an der Veröffentlichung schon in der nächsten № gelegen ist, so kann die Redaktion nur dann für die Erfüllung eines diesfälligen ausgesprochenen Wunsches einstehen, wenn der Aufsatz 14 Tage vor Veröffentlichung der betreffenden Nummer in ihre Hände gelangt ist.

In jeder „Charis“ № wird das Datum des Erscheinens der nächsten angezeigt. Die Zahl der Beiträge will die Redaktion nicht bestimmen, sie hofft aber, dass sich jeder Mitarbeiter monatlich zu wenigstens einem Beitrage verpflichtet fühlen wird. Der größt mögliche Eifer in dieser Hinsicht würde der Redaction ihre vielfältige Mühe versüßen.

Lemberg, Mitte Jänner 1874.

Die Redaction der „Charis“
Nadl, Armeniergasse № 25.

Der Redacteur en chef
Albert Lipper.
m. p.

5.

Programm für die Beilage.

Mit der Erneuerung der Charis im Dezember 1873 für das Jahr 1874 wurde auch ein Organ für die Mitarbeiter begründet „die Beilage", deren Aufgabe bereits kurz in den „Statuten" charakterisirt ist. (S. 34)

Die Grundsätze, welche die Redaktion bei der Herausgabe dieses Blattes leiten, sind vorzüglich nach 2 Gesichtspunkten zu erfassen: Einmal soll den Mitarbeitern Gelegenheit geboten werden, ihre Ansichten über Gegenstände der Kunst (wobei alle Gebiete der Kunst einbegriffen sind) und der Wissenschaft hier in selbständigen Aufsätzen darzulegen, andernteils über die in der „Charis" u. „Beilage" erschienenen Gedichte und Aufsätze, sowie andere allgemein interessierenden Punkte eine klare, unparteiische Ansicht zu gewinnen.

Von Aufsätzen der ersten Art wären demnach alle einschlägigen (mit Ausnahme der streng fachmännischen wissenschaftlichen) Arbeiten besonders die literarhistorischen u. ästhetischen Inhalts willkommen sein.

Dem andern Zweck werden nicht allein über in der „Charis" u. „Beilage" erschienenen Arbeiten gelieferte Kritiken, deren Urteil den allgemein giltigen Principien entnommen ist, sondern auch Mitteilungen der Mitarbeiter über die eigenen Produktionen, Quellen, Gesichtspunkte und sonstige Bemerkungen wesentlich fördern.

Überhaupt steht es jedem Mitgliede frei, in der Beilage Fragen über erschienene Arbeiten, zu deren Beantwortung sich der Verfasser wol verpflichtet fühlen wird, oder überhaupt Fragen über die den Kreis unserer Vereinigung berührenden Gegenstände zu stellen, deren Antwort natürlich v. dem

Entschlüsse des einzelnen abhängt, zu stellen.

Endlich soll die „Beilage" alles auf die „Charis", ihren Kreis u. ihre Verhältnisse bezügliche, also Publizierung der Verfasser der gesendeten u. d. „Ch." erschienenen Arbeiten, Zuwachs und Abgang von Mitgliedern, Änderungen, Beschlüsse der Mitglieder u. ähnliches veröffentlichen.

Die „Beilage" erscheint in unbestimmten Terminen, längstens alle 2 Monate einmal. Die Beiträge mögen bis zu dem angekündigten Termine eingesendet werden, wenn sie Anspruch auf Aufnahme im nächsten Hefte erheben.

Über die Aufnahme entscheidet der Redakteur; diesfällige Bedenken oder Ansichten über Änderungen der Arbeit werden dem Verfasser mitgeteilt und dürfen nur mit seiner Zustimmung stattfinden.

Möge denn die „Beilage" welche bei der so weiten Entfernung der Wohnorte der Mitarbeiter die Stelle des gegenseitigen mündlichen Meinungsaustausches vertritt, auch in diesem Sinne wirken. Dazu ist aber vor allem die eifrigste, regste Teilnahme der Mitarbeiter erforderlich!

Wenn wir so den gesetzten Zielen nachstreben, werden wir nicht nur uns fördern, sondern auch durch uns jene, denen wir leitend an die Hand gehen wollen. Durch die Begründung dieses Organs erst soll auch die „Charis" in jeder Hinsicht Vollendung erlangen! q. b. f. f. f. s.! —

Wien im Jänner 1874.

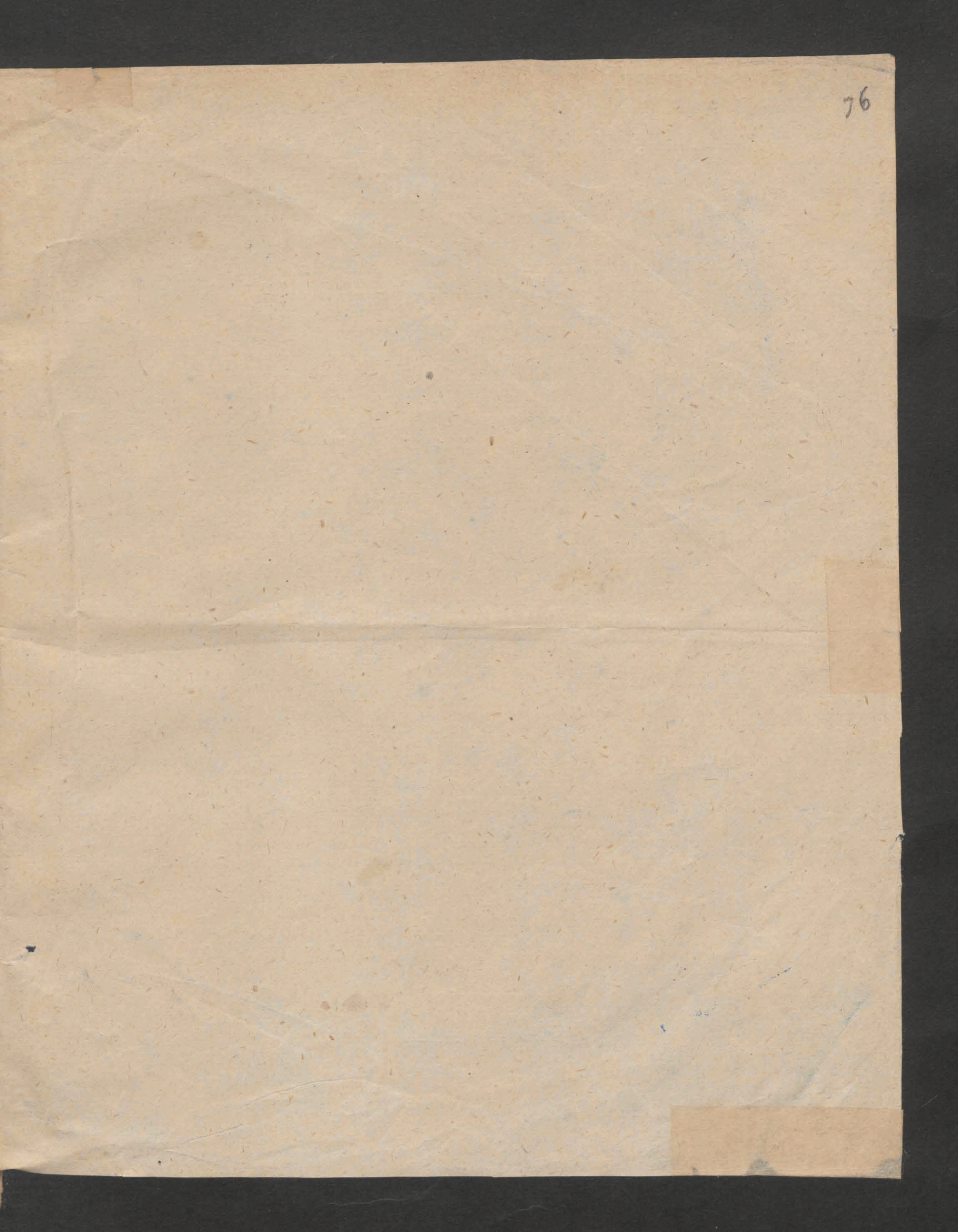
Der Redacteur der Beilage:

G. Kutschera.

6. Erklärung.

Die Redaction der „Charis" ist den Statuten gemäß von No 2. ab an A. Zipper in Lemberg übergegangen.

Der bisherige Red. G. Kutschera





S. 41–56.

f. Mtz. Zipper
u. [illegible]

77

II. Beilage zur Charis.

Wien den 15. März 1874.

× Anmerkung des Verfassers der „Entstehung d. Niobe":

„das Blutweinen ist und bleibt — Unsinn" — ebenso glaube ich, wie das [illegible] Thränenweinen des Steines, wenn man auf die Möglichkeit derselben überhaupt eingehen will. Die Vorstellung davon ist aber durchaus nicht nur und ganz aus der Luft gegriffen, ich erinnere nur an den, wenn auch figürlich gemeinten Ausdruck: „er weinte blutige Thränen". —

Außerdem kenne ich, um in das Gebiet der Sage u. z. lebendigen Sage des Volkes verweisend einzugreifen, in meiner Heimat eine Heiligenstatue, von der man sich erzählt, daß, wenn das Land in Not kömmt, dieselbe „Blut" weine; u. in der Tat wollten einige fromme Seelen im J. 1866 vor dem Kriege, der Böhmen so furchtbar mitnahm, „diese blutigen Thränen" d. Hl. gesehen haben. Es scheint mir aus d. Vorhandensein der Vorstellung hiezumachen. Auch in Betreff der „ärztlichen Entscheidung" constatiere ich, daß es ein „Blutweinen" gibt (s. Convers.-lexicon) Verwandt u. geläufiger ist die Vorstellung des Blutschwitzens (s. Evang. Luc. 22,44)

G. Kutschera.

2. Lied IV. aus Ch. N. 1.

In der Kritik über die Charis No 1 in der 1. Beil. heißt es unter anderem: „Durch Entlehnung v. ganzen Sätzen hat sich vergangen Lied IV., dessen 2. Strophe aus Gedicht „Heideröslein": es war so jung so morgenschön; Gedicht „Fischer": Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm, da war's um ihn geschehen; dem Lied „O Röslein jung": O hätt' ich nimmer dich gesehen! u. dergl. „blümchen Wunderhold" zusammengesetzt ist." —

Es sei mir als Verfasser des also wegen „Diebstahls" schmählich verurteilten Gedichtes gestattet, den Recurs gegen das „gerichtliche" Erkenntnis zu ergreifen, u. durch Begründung der Richtigkeit desselben, wenigstens eine Milderung des „strengen" Urteils zu erlangen.

Zuerst im kurzen den Gedankengang obigen Gedichtes: Der Verfasser lebt still u. ruhig, zufrieden u. heiter im einsamen Walde; da erblickt er ein „blümchen", das blümchen „Wunderschön", worunter offenbar nichts anderes als ein solches Wesen, das ihn ganz für sich einnimmt, verstanden ist, u. — seine Ruhe ist hin: „O hätt' ich nimmer dich geschaut!"
Das u. nichts anders wollten die wenigen Zeilen sagen.
Davon war freilich in der Kritik keine Rede, ein Umstand, auf den man wol bei der Beurteilung unseres Ged. selbst zuerst achten sollte, meiner Meinung nach wenigstens.
Denn erst kommt die Form des Gedichtes und gegen diese sind hier vorzüglich Angriffe geschehen, welche vielleicht teilweise wenigstens, ich zu widerlegen trachten werde. —

Der Vorwurf wegen Goethes „Heidenröslein" u. Fischer" scheint meiner Ansicht nach ganz unbegründet zu sein; aus ersterem kommen d. Worte „es war" hier noch dazu doppelt gesetzt, während sie dort einfach stehen, – aus letzt. nur das Wort „geschehen" aber in ganz anderer Beziehung vor: dort: ob war um ihn geschehen – hier: weiß nicht wie mir geschehen. Dagegen habe ich aus letzterem Satz ganz in Goethes „Jägers Abendlied" (die letzten Str. letzt 2 Z.) gefunden. Die Mahnung an die früher genannten Ged. mag vielleicht bei gleichem Versmaß herbeigeführt worden sein. Wie sehr aber unwillkürliche Anklänge, oft ganz unbewußt, nicht vermieden werden können, erkennt wohl jeder, der die Alten kennt und aus jenen Zeiten auf unsere ihnen willkürlich gerade in diesem Punkte ähnliche Gegenwart schließen wollte. Am ähnlichsten, selbst im Gedanken, ist das mir bisher unbekannt gewesene zitierte Lied „O Röslein", u. wer weiß, ob ihm mein Lied nicht noch ähnlicher geworden wäre, wenn mir der Zufall ein „Rosa" zugeführt hätte!

Es ist mir dieser an mir selbst erlebte Fall ein Zeugnis dafür, daß 2 Menschen zu gleicher Zeit od. später zu einer andern, ohne daß sie v. einander wissen, leicht in denselben Gedanken übereinstimmen, sie also auch zum Ausdruck bringen können, wo natürlich d. frühere das Recht der Priorität hat. Erinnern sei an Goethes Entdeckung des „Zwischenkieferknochens" (Lewes II 145ff) od. noch besser an Gth. u. Lenzens Rede über Shakespeare u. Straßburg.

Vom blauen „Wunderfeld" sehe ich Ged. natürlich nur d. 2 Silben „Wunder" u. es lohnt sich kaum die Mühe, besagtes Ged. zu lesen, um darin nur ein Atom v. Ähnlichkeit zu entdecken. – Gk.

3. Kritik der Charis N. 2.

Das gediegenste der Ch. N. 2. bilden jedenfalls die Verse, denen ich deshalb auch eine eingehendere Besprechung widme.

Unter den vorliegenden 5 Gedichten halte ich das erste für das beste: die Harmonie der Verse u. d. Gedanken, den schüchternen Klang der Frühlings-gedichte, gleich einem Glockenspiel in Tatenstürmen des männlichen Weltkampfes ausklingen zu lassen, ein Gedanke, der ganz originell ist und jedenfalls nicht zu den gewöhnlichen Frühlingsgedichten gehört, geben ihm diesen Vorzug. Im 2t. Verse würde ich statt: „so lieben" ihr schaut mich mit den Kinderaugen an lassen.

Am nächst zunächst steht nach meiner Ansicht das IIte, das, soweit die beiden Stollen reichen, mindestens ebenso gelungen ist, wie das frühere. Im Abgesang jedoch würde ich eine klarere Aussprache des darin liegenden Gedankens wünschen. Ich bin nicht einmal gewiß, das richtige getroffen zu haben, wenn ich folgenden Inhalt vermute: Am Morgen scheidet sich's am besten; ich scheide abends u. mein Abschied wird mir schwer. — Das Bild von den weißen Blüten, die „aus tiefster Dämmerung winken" ist gewiß recht hübsch, aber mir scheint es, als ob eben dieses Bild die Unklarheit verursachte. Soll das Abschied-nehmen am Abend dem am Morgen entgegengesetzt werden, so müßte das entgegengesetzte am Morgen u. abend vor allem, ja auch schließlich betont werden. Die traulichen

Sterne, die in dem Gedichte den Morgen und den Abendabschied anknüpfen, geben ihm Frieden, ihren sanften Glanz wieder und das soll dem doch wol nicht sein; darin wird auch der Gegenstand bewahrt erst durch die letzten Worte: „Mein Morgen war vorbei, es wurde Nacht" – dem Leser klar. Ich weiß nicht ob ich ungerecht bin, wenn ich hinzufüge, daß die Beziehung des Hülfsmittels zu der Schwierigkeit des Abschiedes wiederstands nicht ganz klar ist u. daß der Vers „ich möchte heimlich manches, manches denken" gerade so wie ein blaßer Flick u. Füllvers dasteht, dem man mit Mühe den Gedanken entnimmt: ich möchte mich an den Vorstellungen z.B. der Gestalten meiner Lieben oder etwa an den Gedanken der Rückkehr zu trösten suchen; sonst weiß ich die Bedeutung des „heimlichen" nicht zu treffen. —

V. ist eins von den schwermüthigen, musikalischen Gedichten, wie sie unsere Zeit so reichlich hervorbringt u. die ohne zu packen, ohne einmal etwas außerordentliches zu sagen, einem jeden gefallen müssen. Vers 8, v. 12–14 haben mich besonders angesprochen.

IV. hat ganz den Werth, den ein Gedicht haben kann, dessen Stoff schon anderwärts gegeben ist. Nur ist hier neu die Verbindung der Klage Gudruns mit dem Meerstürmen und ihre Erlösung mit der Meeresstille, die, wie Vieles in diesen Gedichten verrathen, daß der Verfasser selbst das Meer

gesehen hat; wie sind außerdem die Falten, welche Gudrun trägt, u. die als ungemacht unbedingt Anstoß erregen, als Gudrun ganz wie in der Überlieferung am Strande und nicht etwa in dem Kerker der Ankunft des Verlobten harrt.

III. ist das unbedeutendste dieser Gedichte. Es lässt sich erklären, daß damit irgend ein Schauspiel fest gehalten werden soll, das in unmittelbarer Gegenwart eindrucksvoll und gewaltig erscheint; es ist aber kein Zug darin, der nicht in irgend einer der tausend andern Schilderungen von Brandung auch enthalten ~~[illegible]~~ ist. Auch sind Reime wie: „die der Sang mich traf" und „näher tretend rief ich: brach" die Reime von „Schritten" und „Kajüten" „Mann im Golf" und „ruhig Wolf" etwas hart.

Freilich habe ich in der Tat nicht begreifen können, warum der Landsmann in die Kajüte springt, während man nach dem Herkommen eher etwas anderes erwarten sollte. – das Forschen „des Mondes" ist ein sehr hübsches Bild, sollte aber einen Vers früher, ehe der Hund sich einmischt, nach dem „Lied aus dem deutschen Land" seinen Platz finden. —

Über die andern Stücke dieser Choris N.° werde ich mich kurz fassen. Alle die hinkenden Verse in den poet. Arbeiten nachzuzählen, wäre ebenso beschwerlich als unnütz. diese Art von Jamben ist unsterblich, wie die Gefühle, die in der hergebrachten Weise

zum Ausdrucke gelangen. Verhältniß wie steg am besten noch, weil am schlüsten ist das XII. Lied ... Zichenau. Die Ziggraphie Ballade ist im Heine'schen Stile düster gekünstelt; diese Art von Doppel selbst wird in folge eines Mißverständnisses kann am Schluße längeren Auseinandersetzungen in einem Romane am Platze sein, der Inhalt einer Ballade aber muß einfach, klar und wohlbegründet sein.

Die Prosastücke enthalten ein, besonders für den Zweck des Blattes recht passendes Ergebniß, wenn nur der Stil nicht so auffallend nachlässig wäre!

Bravo! Prag am 21/III 74.

Th. Tupec.

III. Nachrichten v. der Charis.

1. Inhaltsangabe der Charis N. 2 u. 3. v. der Redaktion d. Ch.

---

2. Ehrenmitglieder.

Zu Ehrenmitgliedern der „Charis" sind einstimmig erwählt worden Fräulein „Anna Tupec" in Prag, und Fräulein „Marie Schnaidtinger" in Krumau.

Wien – Lemberg – Prag im Febr 1874.

---

3. „Eingesendet" v. A. Ujejski. (63–66)

